

**BAU
KULT
UR** NORDRHEIN
WESTFALEN



NR. 5 Januar 2024

Grün!

Editorial

Mit dem Blick auf das „Grün!“ bewegen wir uns in diesem Magazin durch eine Vielfalt an Perspektiven, Themen und Zusammenhängen. Was wir wie und wo bauen und ob wir überhaupt bauen – egal ob Gebäude oder Freiraum –, hat direkte und weitgehende Auswirkungen auf unsere Umwelt: auf Nutzer*innen aller Arten und ganz unmittelbar auch auf ökologische Zusammenhänge. Lokal, regional und global.

40 Prozent der globalen Klimaveränderungen können wir als CO₂-Emissionen direkt unserer Art zu bauen zuordnen, gleichzeitig sind wir aufgefordert, unsere Städte an die dadurch entstehenden Veränderungen anzupassen. Wir müssen unser Verhältnis von Natur und Infrastruktur neu definieren.

Grün ist grundsätzlich positiv bewertet und repräsentiert häufig Attraktivität von Quartieren, Parks und Grünflächen – in der Stadt als sichtbares und dekoratives Element, auf dem Land als dörfliche Idylle. Die vielen funktionalen Leistungen, Mehrwerte und Zusammenhänge von Ökosystem, Stadt und Land bleiben häufig abstrakt, sie sind komplex, oft schwer zu erkennen, sehr klein gedruckt oder global.

Realität und Vorstellung liegen oft weit auseinander. CO₂ tut nicht unmittelbar weh, und die Kartoffeln schmecken auch gut, wenn sie von einem anderen Kontinent kommen. Auf dem Land finden wir industrialisierte Landwirtschaft und in den Städten mittlerweile die höhere Artenvielfalt – so bleiben drängende Probleme ungelöst und Sehnsüchte nach dem Idyll unerfüllt.

Wir blicken deshalb aus vielen Richtungen auf die Stadt und das Land, die Natur, das Ökosystem, die grüne Infrastruktur, digital und analog, künstlerisch, wissenschaftlich und auch ganz handfest. Sehen Sie mit uns durch eine grüne Brille!

Inhalt

- | | | | | |
|----|---|----|---|----|
| 4 | Fotostrecke:
Gute Beispiele aus NRW | 36 | Innenentwicklung und
internationale Netzwerke | |
| 14 | Grau + Blau + Grün
gleich Baukultur? | 38 | Wie sehen Städte in
100 Jahren aus? | 46 |
| 16 | Einblick I | 42 | Einblick II | |
| 18 | Infografik:
Stadt im Klimawandel | 44 | Entwerfen mit Baum
und Zeit | 56 |
| 20 | Interview:
Ein Turnaround für
Landschaften und Städte | 46 | Allmende –
Viele kleine Geschichten
machen eine große | 60 |
| 24 | Vier Perspektiven
auf die gestaltete Umwelt | 50 | Divers, biodivers und
gemeinsam | 64 |
| 30 | Panorama Klimawandel | 54 | Eine Region
als Schwamm | 68 |
| 32 | Wir reden über das Wetter:
Es ist noch nicht zu spät | | | 70 |
| | | | | 72 |
| | | | | 76 |
| | | | | 79 |



Foto: © Urbane Nachbarschaft Imbuschplatz gGmbH



Grafik: DESERVE | Berlin



Die Palmen von Düsseldorf – grüne Inseln mitten in der City. Das ungewöhnliche Kunstprojekt von Tita Giese in Düsseldorf gestaltet städtische Restflächen und zeigt, wie Verkehr, Natur und Kunst eine irritierende Verbindung eingehen.

Foto: Ravi Sejk, Medienmalocher



Hotelzufahrt
↑

ÖKOREISEN
IM FACHSTADT
...
...



Bauen mit Regenwasser.
Das innovative Wohnbauprojekt
„Küppersbusch“ in Gelsenkirchen
aus den 1990er Jahren veranschaulicht,
wie nachhaltiges Bauen mit Regenwasser
funktionieren kann – und wie es sich bewährt.
Damit zeigt sich: Der Blick in die
Vergangenheit inspiriert.

Foto: Ravi Sejk, Medienmalocher







Mit Schwammbau gegen Hitze. Um Quartiere vor Starkregen und Hitzeperioden besser zu schützen, setzt die Stadt Bochum auf das Konzept der „Schwammstadt“. Auf einem ehemaligen Aschen-sportplatz entstand so ein vielseitiger klimaangepasster Ort.

Foto: Ravi Sejk, Medienmalocher





Die Offenlegung der Sieg.
Statt Autoverkehr fließt in Siegen der renaturierte Fluss durch die Innenstadt. Neben der Gestaltung der Uferlandschaft ist das Projekt auch ein Beispiel für eine gelungene Aufwertung des Stadtraumes.

Foto: Ravi Sejk, Medienmalocher





Ein Gewächshaus auf dem Jobcenter Oberhausen. Das Wort Innovation ist in der Stadtentwicklung stark strapaziert. Oberhausen verspricht mit einem städtebaulichen Kultur- und Innovationsprozess nicht zu viel. Es lohnt sich besonders, einen Blick auf das Dach des neuen Verwaltungsbaus in der Altstadt zu werfen.

Foto: Ravi Sejk, Medienmalocher



Grau + Blau + Grün gleich Baukultur?

Wir leben in einer wissenden Gesellschaft. Die Erkenntnis, etwas verändern zu müssen, ist allseits bekannt. Uns wird die Komplexität unseres Lebens, Handelns und Stillhaltens von Tag zu Tag bewusster. Die Determinanten, die unseren Lebensraum ausmachen, verändern sich rasant. Über das Grau (z.B. Straßen) in unseren Städten wird viel nachgedacht. Das Blau (z.B. Flüsse, Regen) holt uns bei vielen Nutzungen und Planungen regelrecht ein. Das Grün (z.B. Gärten, Parks) scheint noch nicht so sehr bedenkenswert. Wie kommt das? Wir spüren sehr genau, was die gesellschaftliche Erwartung an Stadträume beinhalten müsste. Die Realität im Umgang mit unseren Lebensräumen unterscheidet sich jedoch häufig von den Anforderungen, die bereits heute an sie gestellt werden. Damit sind wir keine umsetzende Gesellschaft, obwohl wir wissen, dass sich bereits heute die Anforderungen an unsere Lebensräume drastisch verändern. Woran liegt unsere Trägheit? An fehlender Erkenntnis sicher nicht.

Mit Sicherheit ist der Umgang mit dem Grün in unseren Städten und Landschaften eine Antwort auf die Frage: Wie können wir unsere Lebensräume zukunftsgerecht verwandeln?

Das Grün, die Natur, Stadtlandschaften und ländliche Räume untersucht dieses Magazin. Wichtig ist es uns, mehr über die Aufträge und vielfachen Bedeutungen von Grün für unsere Lebenswelt zu erfahren und Akteur*innen, Initiativen und Nutzer*innen vor-

zustellen. Ökologie und Ökonomie, Planung und Realisierung, Natur und Kultur, Gestaltung und Funktionalität von Grün stehen im Fokus vieler Autor*innenbeiträge.

Die Idee hinter diesem Heft ist, die Perspektive auf, den Wert für und die Anforderungen an Grüngestaltung herauszuarbeiten. Damit begründen wir den Auftrag an das Grün in unseren Städten und Regionen aus einer baukulturellen Perspektive. Eine baukulturelle Perspektive verlangt danach, dass unsere Städte und Regionen natürlicher und grüner werden, dass wir die Lebensqualität und die Raumqualität nach ihr ausrichten wollen.

Was ist uns wie viel wert?

Das Bauen und die Wertschätzung unserer gestalteten Räume wirkt einstudiert, fassbar und irgendwie machbar. Gleichzeitig wird uns immer klarer: Derzeit sind das Bauen und die Gestaltung keine positiv besetzten Kulturwerte, und Baukultur ist kein positiv besetzter Begriff in der Öffentlichkeit. Leider entsprechen sich viel zu selten auf vielen Bedeutungsebenen Anspruch und Wirklichkeit, wenn es darum geht, unsere Städte und Regionen auf aktuelle und zukünftige Herausforderungen vorzubereiten. Es scheint, wir haben verlernt, mit dem Gegebenen umzugehen, und wir agieren bis dato noch nicht im Sinne einer Umbaukultur. Auch müssen wir lernen, Räume neu zu bewerten, um lebendige Räume zu erzeugen. Die Aufgabenliste

erscheint also sehr lang, und die Zeit zerrinnt zwischen unseren Fingern. Wie gehen Sie als Leser oder Leserin mit dieser Frage um?

Was müssen unsere Städte und Regionen aus meiner Sicht leisten und welchen Stellenwert besitzt das Grün oder die Landschaft in meiner Vorstellung von Stadt oder Region?

Nun, um den Klimawandel kommt niemand herum. Das Klima mit seinen Entwicklungen ist der Zukunftsgestalter unserer Lebensräume, unserer Städte, Dörfer und Regionen. Die Wetterkatastrophen an Ahr, Erft und vielen anderen Orten im Juli 2021 haben uns sehr real aufgezeigt, was Wetterlage für unsere Lebensräume bedeuten kann. Wir reagieren mit Wiederaufbau und erst in zweiter Instanz mit regionaler Neuausrichtung, um zukünftig besser gewappnet zu sein. Unsere Innenstädte verlangen nach neuen Gestaltungen und Angeboten, um auf klimatische und wirtschaftliche Entwicklungen reagieren zu können. Denn Aufenthaltsqualität im öffentlichen Raum fördert Konsum. Zusätzlich ist bewiesen, die Umsetzung von grünen Stadtlandschaften unterstützt eine gesundheitsorientierte Entwicklung und bietet gleichfalls attraktive Rahmenbedingungen für soziale und wirtschaftlich besetzte Raumentwicklungen. Dennoch genießt der grüne öffentliche Raum in Politik, Verwaltung und Wirtschaft nicht die Wertschätzung, die wir zum Beispiel zur Stützung der Handelsimmobilien aufbringen. Zusammengefasst be-

”

Die Natur ist die große Ruhe gegenüber unserer Beweglichkeit. Darum wird sie der Mensch mehr lieben, je feiner und beweglicher er werden wird.

Christian Morgenstern (1871-1914)

schreibt sich die Erkenntnis: Das Grün in der Stadt wird absehbar immer stärker zur Resilienz der Stadträume beitragen. Dennoch scheint die Beteiligung von landschaftsarchitektonischer Entwicklung als zentralem Element der Stadtentwicklung in vielen Stadtverwaltungen nur an Platz zwei zu stehen.

Grün in der Politik

Interessant ist: In der Politik Europas besitzt das Grün bereits einen nennbaren ökonomischen Wert. Im Alltag der Stadtplanung ist Grün noch immer und durchaus häufig kompliziert, ein Mehraufwand oder schwer durchsetzbar. Der viel beschworene „Green Deal“ der Europäischen Union legt Zeugnis hierzu ab. Sowohl die Davos-Deklaration von 2018 als auch die Neue Leipzig-Charta aus dem Jahr 2020 bedeuten noch nicht, dass wir in

der täglichen Praxis der Stadtentwicklung und in den Interessen zur Raumentwicklung das Grün als wichtigen natürlichen Faktor sehen.

Grün als Architekturauftrag

In der Landschaftsarchitektur wird fortwährend das Grün diskutiert. Als Gestaltungsauftrag, als funktionale Umsetzung, als Infrastruktur der Städte oder als Qualifizierung unserer privaten, halbprivaten oder öffentlichen Räume. Es stellen sich Fragen: Was macht qualitativvolles Grün aus? Wie gehen wir mit dem Bestandsgrün um? Nicht selten führt die Befassung mit Grün oder die Auseinandersetzung mit dem Naturbegriff, der Biodiversität oder dem architektonischen Entwurf auch in der Fachwelt zu unterschiedlichen Auffassungen. Der Dialog hierzu ist aus baukultureller Brille betrachtet

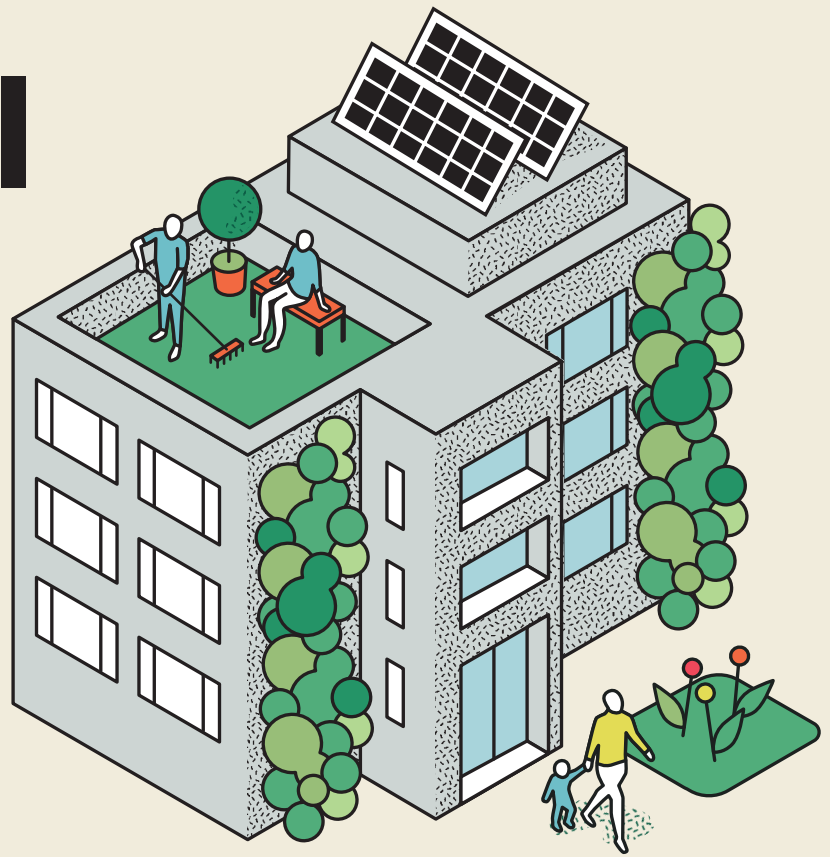
aber von besonderer Wichtigkeit. Er handelt Erwartung, Auftrag und Umsetzungspotenzial aus der Fachwelt aus und bildet die Grundlage, überhaupt Stadtlandschaften zu erzeugen.

Grün als baukultureller Auftrag

Man könnte meinen, dieser Beitrag sei problemorientiert verfasst. Weit gefehlt – eine baukulturelle Perspektive richtet sich an Chancen zur Neuausrichtung und ist lösungsorientiert. Es ist jetzt der richtige Augenblick, offene Planungsprozesse oder Phase-0-Prozesse in den Verwaltungen zu erproben und umzusetzen. Es ist jetzt spannend, in unseren Städten gemeinschaftlich neue Raumqualitäten für aktuelle Erwartungen zu finden. Die Stadt als Wohnort mit ihren wirtschaftlichen Angeboten und attraktiven öffentlichen Räumen ruft geradezu nach grüner Gestaltung. Es besteht jetzt die Chance, unsere Lebensräume auf unsere zukünftigen Erwartungen auszurichten, um negative Klimaszenarien möglichst zu vermeiden. Am Enthusiasmus und an Ideen im Umgang mit Grün mangelt es bei vielen Einzelakteur*innen und Initiativen nicht. Die allgemeine Haltung für und die Wertschätzung von Grün besitzen jedoch noch Potenzial, um als gesamtgesellschaftlicher Mehrwert begriffen zu werden. Deshalb steht ein Grün, Blau und Grau im Zentrum unserer baukulturellen Betrachtung als Chance und Vision zugleich. ■

Einblick I

Verschiedene Ebenen und Rahmenbedingungen für Klimaanpassung in unseren Städten und Regionen



Adaptation Gap Report

Der „Adaptation Gap Report“ wird seit 2014 jährlich vom Umweltprogramm der Vereinten Nationen (UNEP) veröffentlicht. Er untersucht, welche Lücken bei der Planung, Finanzierung und Umsetzung globaler Klimaanpassung vorliegen, um den Klimaveränderungen ausreichend zu begegnen. Außerdem spricht der Bericht Empfehlungen an die Mitgliedsstaaten aus. Die letzte Ausgabe von 2023 trägt den fordernden Titel: „Underfinanced. Underprepared.“



zum Download
der Adaptation Gap Reports

Europäischer Grüner Deal

Der „Europäische Grüne Deal“ wurde 2019 von der EU-Kommission entwickelt. Ziel dieses Maßnahmenpaketes ist es, dass die 27 EU-Mitgliedstaaten bis 2050 klimaneutral werden. Dafür sollen die Netto-Treibhausgasemissionen bis 2030 gegenüber 1990 um mindestens 55 Prozent reduziert werden. Auf dem „Europäischen Grünen Deal“ basieren Aufwendungen und Förderprogramme zur Schaffung neuer Möglichkeiten für Innovationen, Investitionen und grüne Arbeitsplätze sowie zur Verbesserung der Gesundheit.



zur Website
der Europäischen Kommission



New European Bauhaus

Das „Neue Europäische Bauhaus“ ist eine Initiative, die den „Europäischen Grünen Deal“ mit der alltäglichen Lebenswelt der Menschen verbindet. Sie ist Ausdruck des Bestrebens der EU, attraktive, nachhaltige und inklusive Orte, Produkte und Lebensweisen zu schaffen. Im Rahmen eines interdisziplinären und partizipativen Prozesses soll der „Europäische Grüne Deal“ durch innovative Ideen und Konzepte unterstützt werden. Das „Neue Europäische Bauhaus“ folgt dabei den Grundwerten Nachhaltigkeit, Ästhetik und Inklusivität. Mit diesem ganzheitlichen Ansatz werden unterschiedliche Projekte in ganz Europa umgesetzt.



zur Website
new-european-bauhaus.europa.eu



Klimaanpassungs- gesetz des Bundes

Bei Planungen und Entscheidungen von Trägern der öffentlichen Hand soll Klimaanpassung zukünftig fachübergreifend und integriert berücksichtigt werden. Außerdem werden Kommunen dazu verpflichtet, Klimaanpassungskonzepte aufzustellen. Dies hat das Bundeskabinett in einem Gesetzesentwurf für ein neues Klimaanpassungsgesetz im Juli 2023 beschlossen. Das Gesetz gibt einen verbindlichen Rahmen für Bund, Länder und Kommunen vor und enthält eine vorsorgende Klimaanpassungsstrategie. Damit nimmt sich der Bund auch selbst in die Pflicht. Perspektivisch soll eine gemeinsame, flächendeckende Finanzierung durch Bund und Länder für dauerhafte Unterstützung sorgen.



zur Website
des Bundesministeriums



Klimaanpassungs- gesetz NRW

Bereits 2021 wurde das „Klimaanpassungsgesetz NRW“ verabschiedet. Damit ist Nordrhein-Westfalen das erste Bundesland mit einer solchen rechtlichen Grundlage. Das Gesetz legt die Erarbeitung einer Klimaanpassungsstrategie fest sowie die Umsetzung, Überprüfung, Berichterstattung über und Fortschreibung von Klimaanpassungsmaßnahmen. Es verpflichtet öffentliche Träger dazu, Klimafolgen und -anpassung bei ihren Planungen und Entscheidungen zu berücksichtigen. Dazu wurde eine 15-Punkte-Offensive mit Maßnahmen erarbeitet, die Kommunen, Bürger*innen und Unternehmen konkret bei der Umsetzung von Klimaanpassung unterstützen soll.



zur Website
recht.nrw.de

Kommunale Klimaanpassung

Die Umsetzung konkreter Klimaanpassungsmaßnahmen erfolgt auf kommunaler Ebene. Kommunen übernehmen zentrale Aufgaben der Daseinsvorsorge und der Bereitstellung von Infrastruktur. Sie entwickeln dazu Klimaanpassungskonzepte und -strategien, stellen Flächennutzungs- und Bebauungspläne auf, loben Wettbewerbe aus und beantragen Fördermittel. Darüber hinaus können Kommunen Bürger*innen, lokale Akteur*innen und Initiativen vor Ort einbinden und aktivieren. Die Rahmenbedingungen für kommunale Klimaanpassungsstrategien werden durch die Bundes- und Landesgesetzgebung verbessert.



zur Website
des Umweltbundesamts

Stadt im Klimawandel

Entsiegelung

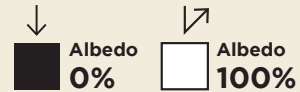


Durch den gezielten Rückbau von versiegelten Flächen können zusätzliche, auch kleinteilige Grünflächen entstehen, die durch Regenwasserversickerung und Artenvielfalt den Stadtraum aufwerten.

Albedoeffekt



Albedo ist das Maß für die Helligkeit einer Oberfläche. Der Albedoeffekt beschreibt, wie viel Sonnenstrahlung eine Oberfläche reflektiert. Dunkler Asphalt nimmt mehr Strahlung auf und wird somit heißer als eine Grünfläche oder eine helle Fläche.



Photovoltaik



Solarzellen auf Dächern verringern Erhitzung von Dachflächen und erzeugen Energie. Sie können auch auf grünen Dächern installiert werden.

Hitzeinseleffekt



In Städten ist es wärmer als im Umland. Besonders betroffen sind versiegelte und bebaute Flächen oder Straßenzüge, die sich aufheizen und die Hitze länger speichern.

Abwasser



Abwasser aus Häusern wird meistens zusammen mit Regenwasser in die Kanalisation abgeleitet. Bei Starkregen kann es deshalb zu Überflutungen kommen. Damit das Regenwasser versickern kann, werden möglichst viele Flächen vom Kanal abgekoppelt.

Leitungen



In Städten liegen viele unterirdische Leitungen, Rohre und andere Infrastruktur im Boden. Die Arbeit daran beschädigt häufig die Wurzeln von Bäumen. Nach der Baumaßnahme ist der Boden nicht mehr für Wurzeln geeignet.

Wurzeln



Ein Baum braucht auch unter der Erde viel Platz, um Wurzeln zu bilden und sich mit Wasser und Nährstoffen zu versorgen. Die Pflanzgrube für den guten Anwuchs eines Stadtbaumes sollte bereits so groß sein wie ein Kinderzimmer (24 Kubikmeter).



Stadtbäume

Sie spenden Schatten, liefern Sauerstoff, filtern die Luft und kühlen sie durch Verdunstung über ihre Blätter. Sie bieten außerdem vielen Tierarten einen Lebensraum.

1=40

1 Baum kühlt so viel wie 40 Kühlschränke.

**Dachbe-
grünung**

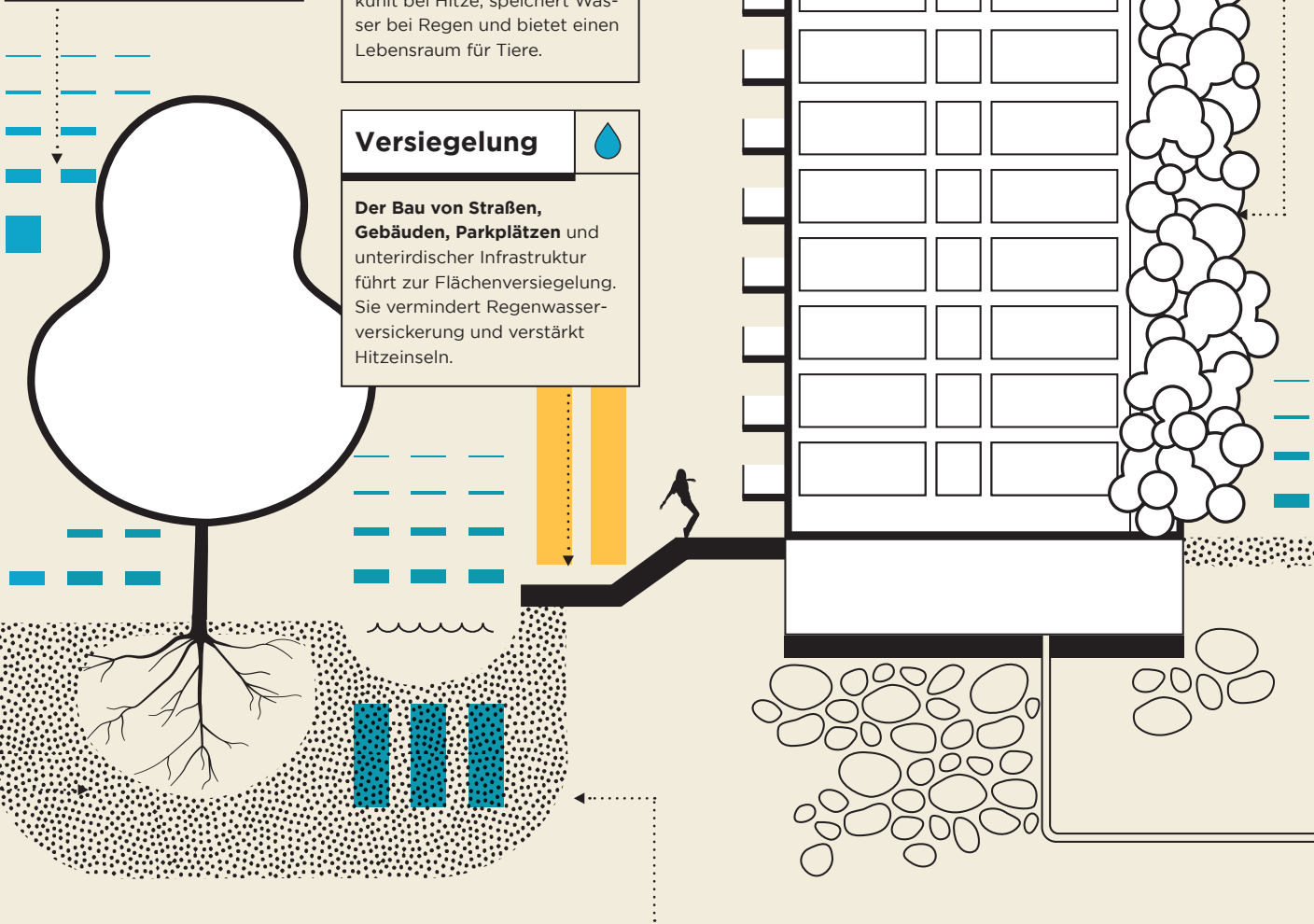
Ein Gründach ist nicht nur Gestaltungsmittel, sondern erfüllt technische, ökologische und klimatische Funktionen. Es kühlt bei Hitze, speichert Wasser bei Regen und bietet einen Lebensraum für Tiere.

Versiegelung

Der Bau von Straßen, Gebäuden, Parkplätzen und unterirdischer Infrastruktur führt zur Flächenversiegelung. Sie vermindert Regenwasserversickerung und verstärkt Hitzeinseln.

Fassadenbegrünung

Hauswände können mit Rank- und Kletterpflanzen bepflanzt werden. Dadurch wird die Fassade beschattet, das Gebäude wird kühler. Unterschiedliche Pflanzen wachsen aus dem Boden oder in Pflanzbehältern an der Fassade.



Schwammstadt

Eine Stadt kann Wasser aufnehmen wie ein Schwamm und verzögert wieder abgeben. Dadurch sinkt die Gefahr von Überflutungen bei Starkregen, und das Wasser steht bei Trockenheit den Pflanzen zur Verfügung.

Boden

Vielfalt an Funktionen: Böden bilden die Grundlage für Ökosysteme, auch in der Stadt, und sind als Wurzelraum von Pflanzen essenziell. Sie sind außerdem Lebensraum für Tiere, Mikroorganismen, speichern und reinigen Wasser und binden Nährstoffe.

Grundwasser

Durch dezentrale Regenwasserversickerung wird die Grundwasserneubildung gesichert. Ziel ist es, dass auch in Städten mehr Regenwasser dem natürlichen Wasserkreislauf zugeführt wird.



Ein Turnaround für Landschaften und Städte

Sebastian Schlecht im Gespräch mit Andrea Gebhard, Landschaftsarchitektin und Präsidentin der Bundesarchitektenkammer, über grüne Städte, die verdrängte Versiegelung von Flächen und die Sorge um den Bestand

Frau Gebhard, was sind für Sie eine grüne Stadt und Region?

Andrea Gebhard: Für mich ist das ganz einfach: Eine grüne Stadt ist eine, in der viel Grün vorhanden ist. Dazu gehören echte Grünflächen genauso wie Landschaften und landwirtschaftliche Flächen. Aber auch bebaute Bereiche, die viel grüne Infrastruktur aufweisen, sind von Bedeutung. Hier spielen Bäume, Fassaden- oder Dachbegrünungen und Flächen, in denen Wasser versickern kann, eine große Rolle. Würde ich aus der Vogelperspektive blicken, wäre in einer grünen Stadt oder Region vor allem Grün zu sehen. Ich würde Straßen oder Straßenspuren erkennen, aber alles andere, egal ob auf dem Dach oder dem Boden, wäre begrünt.

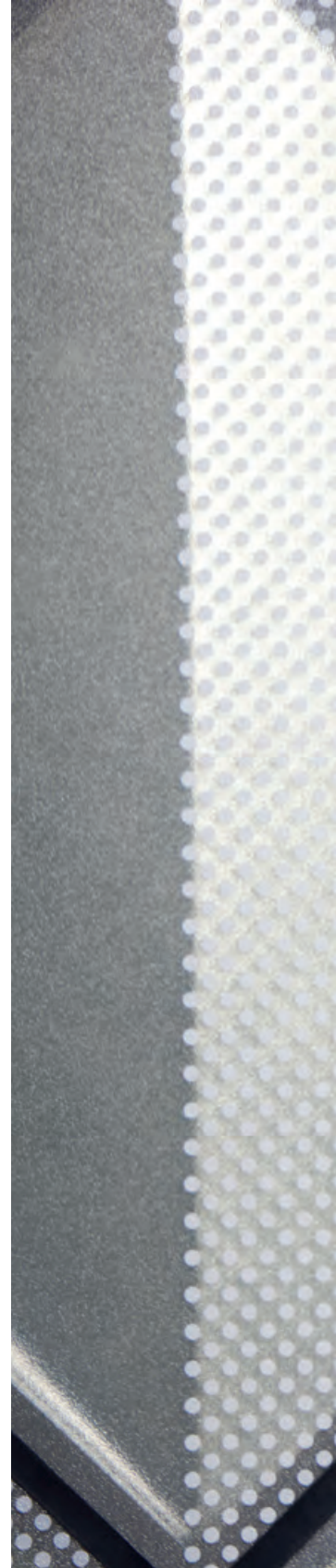
In der Debatte um den Klimawandel geht es viel um Zahlen und globale Zusammenhänge. Einerseits tragen wir durch das Bauen zum Klimawandel bei. Andererseits müssen wir unsere gebaute Umwelt anpassen, um lebenswerte Orte zu erhalten. Wie erfolgreich sind wir dabei aus Ihrer Sicht?

Man könnte sich fragen, ob wir in Deutschland überhaupt einen Beitrag zu Veränderungen im globalen Maßstab leisten können. Wir haben bereits sehr vie-

le Freiflächen. Wenn wir allerdings fragen, ob ein Gebiet oder eine Landschaft sowohl der Biodiversität als auch der Regenwasserversickerung und der Produktion von Lebensmitteln dient, ergibt sich eine andere Sichtweise: In dieser Hinsicht sind wir nicht besonders gut.

Es gibt bestimmte Kenngrößen dazu. Wir streben an, dass fünf bis zehn Prozent der Flächen für Siedlungs- und Verkehrszwecke genutzt werden. In Deutschland sind wir derzeit aber bei 13,6 Prozent der gesamten Fläche, die von Siedlungen und dazugehörigen Anlagen in Anspruch genommen werden. In Frankreich sind es 8,6 Prozent und in Italien 9,6 Prozent. Das heißt also, wir haben keine Wahl: Wir müssen dringend aktiv werden. Wenn wir nicht in eine gefährliche Situation kommen wollen, wenn wir nicht den Kipppunkt erreichen wollen, müssen wir jetzt handeln. Gerne verdrängen wir, wie viele Flächen wir versiegeln und wie viele Ressourcen wir beanspruchen. Das heißt, dass es in der Entwicklung von Städten und Landschaften einen Turnaround geben muss und wir ganz anders auf unsere Städte und Landschaften schauen müssen.

Der Wechsel zu nachhaltig gestalteten Räumen stellt für viele Akteur*innen des Planens und Bauens einen Paradigmenwechsel dar. Wie lassen sich Funk- ▶





Andrea Gebhard

Andrea Gebhard wurde am 28.5.2021 zur Präsidentin der Bundesarchitektenkammer gewählt. Die Landschaftsarchitektin und Stadtplanerin ist seit vielen Jahren berufspolitisch engagiert, seit 1989 Mitglied der Bayerischen Architektenkammer und seit 1990 Mitglied im Bund Deutscher Landschaftsarchitekten (bdla). Von 2007 bis 2013 war sie Präsidentin des bdla. Seit 1999 ist sie Mitglied in der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung (DASL). Seit 2012 ist sie Mitglied im Kuratorium der Nationalen Stadtentwicklungspolitik. 2022 wurde sie als stellvertretende Vorsitzende in den Stiftungsrat der Bundesstiftung Baukultur gewählt. Seit 2009 ist sie Mitinhaberin des Büros „mahl gebhard konzepte“.

ionalität und Wirtschaftlichkeit mit ökologisch orientierter Gestaltung verbinden?

Wir müssen uns anders mit Flächen beschäftigen. Im Fall eines Industriegebiets kann ich zum Beispiel prüfen, wie viele Flächen sich dort für Solarthermie und für Grün nutzen lassen. Um Flächen dafür zu gewinnen, können wir Nutzungen überlagern. Das bedarf einer gemeinsamen Anstrengung. Wir dürfen die Dinge nicht vereinfachen, sondern wir müssen anders denken. Dafür ist es notwendig, dass wir über die Grenzen der eigenen Disziplin hinweggehen und so bauen, dass unterschiedliche, aktuell wichtige Aspekte Beachtung finden.

Lange waren zum Beispiel steinerne Plätze in der Freiraumplanung en vogue. Da sehe ich derzeit Veränderungen. Es entstehen viele grüne Plätze, die einen höheren ökologischen Wert haben. Oft geht es auch darum, Bäume besser zu versorgen. Beispielsweise wurde hier in München vor dem Bürogebäude ein ehemaliger Fahrradweg in einen Streifen für Baumscheiben verwandelt, und der Radverkehr in den Straßenraum verlegt. In diesem Themenfeld ändert sich derzeit bereits viel. Wir arbeiten zum Beispiel an einem Bebauungsplan mit neuem Wohnen und Arbeiten, der mit begrünten Dächern, Versickerung und Grün das anfallende Regenwasser bereits integriert. Da gibt es viele neue Ansätze und gute Ideen.



oben und rechts:
Ausschnitte aus der Grafik „Grüne Städte der Zukunft“

Grafik: © Heimann + Schwantes, Bundesstiftung Baukultur,
mahl gebhard konzepte

”

Wenn man sich genau damit auseinandersetzt, sind nachhaltige, neue Konzepte auf Dauer preiswerter.

Natürlich sind manche Kolleg*innen noch skeptisch. Sie argumentieren oft gegen innovative Herangehensweisen mit einem höheren Preis. Aber wenn man sich genau damit auseinandersetzt, sind nachhaltige, neue Konzepte auf Dauer preiswerter. Sie erfordern natürlich zunächst mehr Aufwand, mehr Kooperation, mehr Zusammenarbeit. Man könnte vereinfacht sagen: Das Denken ist mehr, der Ressourcenverbrauch aber ist geringer.

Sie sprechen die Zusammenarbeit, die Kommunikation an. Wann und wo sollte der Dialog zu grünen Städten ansetzen?

Im ersten Augenblick, am Anfang eines jeden Projekts muss Grün mitgedacht werden. Dabei ist es wichtig, dass die Kommunen klare Ziele haben. Kopenhagen zum Beispiel hat eines Tages beschlossen, die Fahrradhauptstadt Europas zu werden. Wenn wir also deutlich kommunizieren, dass wir die grüne Stadt der Zukunft wollen, dann können ein gemeinsamer Wille und Weg entstehen. Und wie wichtig es ist, dass dieser gemeinsam besritten wird, wird doch derzeit jeden Tag deutlich. Wir spüren täglich, dass das Klima sich ändert und dass der Zugang zu Freiraum wichtiger denn je ist.

Wir müssen das Thema also immer wieder propagieren, immer wieder Beispiele diskutieren – im Freundeskreis, im Elternbeirat, in der Stadt – und betonen, dass es Zukunftsprojekte sind. In diesem Kontext ist auch das Ausprobieren in temporären Aktionen wichtig. Zum Beispiel hat München in der Sonnenstraße zunächst experimentiert und die Straße dann in einen grünen Boulevard verwandelt.

Die Sorge für und um den Bestand ist Teil einer neuen Umbaukultur im Gebäudesektor. Lässt sich diese Strategie auch auf das Grün übertragen?

In diesem Themenfeld existiert bereits eine enorme Kreativität. So müsste die Musterbauordnung der

Bundesarchitektenkammer eigentlich Umbauordnung heißen. Denn das Umbauen trägt nicht nur zum Einsparen von Material bei, sondern hilft auch dabei, Identität zu erhalten, qualitätsvolle und baukulturell wertvolle Situationen zu schaffen. Die Stadt München ist in diesem Bereich bereits vorbildlich. Sie lässt derzeit eine Studie dazu erstellen, wie Denkmalschutz und Klimaanpassung zusammenpassen.

In der Landschaftsarchitektur war Erhalt, zum Beispiel von Bäumen, schon immer wichtig. Da die erste Stadterweiterung in München bereits auf einen Landschaftsarchitekten zurückgeht, liegt die Wertschätzung für Grün hier sozusagen in der Priorität der Stadt. Ich nehme nach vielen Jahren immer noch mit Freude wahr, mit welcher Klarheit und Deutlichkeit die Grünstrukturen hier entwickelt werden. Aus der Geschichte können wir lernen. Wir können gute Ansätze weiter verfolgen und zeitgemäß umsetzen.

In vielen innovativen Projekten, in denen Grün hilft, Städte aufzuwerten, spielen Landschaftsarchitekt*innen eine wichtige Rolle. Ist die Stadt der Zukunft eine gestaltete Landschaft?

Den Umgang mit grünen Räumen beherrschen Landschaftsarchitekt*innen besser als Architekt*innen. Der Umgang mit großen Strukturen wird dort gelehrt, und gelernt und das hat viel mit Stadt zu tun. Es geht also weniger um Materialien, sondern um Räume und deren Zusammenhänge. Ich bin der Meinung, dass bei städtebaulichen Wettbewerben Landschaftsarchitekt*innenn immer involviert sein sollten. Das habe ich gerade in einem Preisgericht in Hamburg erlebt: Das bringt einen ganz anderen Spirit mit. Vor dem Hintergrund freut es mich, dass ich als Landschaftsarchitektin und Stadtplanerin Präsidentin der Bundesarchitektenkammer bin. Schon das macht deutlich, dass ein Umdenken im Gang ist.



Leider gibt es wenige akademische Ausbildungsstätten für Landschaftsarchitektur. In Nordrhein-Westfalen gibt es nur eine, und die liegt weit entfernt vom spannenden Metropolraum Ruhr. Steht das nicht im Gegensatz zu dem Bedarf, der sich derzeit abzeichnet?

Die Menge von Universitäten, an denen Landschaftsarchitekt*innen ausgebildet werden, ist überschaubar. Aus meiner Sicht ist es unbedingt notwendig, diese Abteilungen auszubauen. An vielen Orten hört man aber eher von Verdrängung. So könnten auch im Ruhrgebiet Studiengänge an bestehende Hochschulen angesiedelt werden. Das ist doch ein spannender Raum, in dem schon in der IBA Emscher Park das Grün als Entwicklungsmotor von Bedeutung war.

Was ist Ihre persönliche Sicht auf die grüne Stadt – heute und in 30 Jahren? Was ist Ihre Vision als Landschaftsarchitektin?

Das anschaulich zu formulieren beschäftigt unser Büro gerade sehr intensiv, und wir haben dazu eine Grafik entwickelt, die diese Vision anschaulich macht. Grün ist in der Zukunft keine Beilage mehr, sondern wird zu einer Grundlage der Stadt. In Bildern werden komplexe Zusammenhänge viel verständlicher, und ich hoffe, dass wir gemeinsam mit allen stadt- und raumgestaltenden Disziplinen darauf hinwirken, dass unsere Städte und Landschaften lebenswert bleiben. Auf dem Weg ist aber viel zu tun. Wir müssen es dringend mit hoher Priorität angehen! ■

”
Würde ich aus der Vogelperspektive blicken, wäre in einer grünen Stadt oder Region vor allem Grün zu sehen.

Auf der Suche nach der glücklichen Fügung

Text und Fotos: Boris Sieverts

Als Reiseleiter führe ich Menschen seit über 25 Jahren durch Städte. Dabei geht es mir darum, ihnen den Reichtum an Situationen zu zeigen. Ich spreche bewusst von Situationen und nicht von Architekturen, denn für das Lebensgefühl in einer Stadt sind Bauwerke in erster Linie als Teil von Situationen von Bedeutung. Eine städtische Situation ist immer eine Mischung aus vielen Faktoren: Akustik, Gerüchen, Licht und Wetter, Gefälle oder Ebenen, Pflanzen oder Steine, Autos oder Fußgänger*innen, vielen oder wenigen Menschen, Schotter, Wiese oder Asphalt – und nicht zuletzt natürlich auch aus den von den Bauwerken gebildeten Raumkanten. Die Situation bezeichnet den städtischen Raum im Hinblick auf das, was er mit uns macht.

Glückliche Fügungen und schillernde Situationen

Ich treibe mich in erster Linie in jenen Zonen der Städte und Ballungsräume herum, die eigentlich nur aus Situationen bestehen, weil sie im Zusammenhang nie als Form entworfen wurden. In diesen Situationen fügen sich die Dinge mal glücklich und mal weniger glücklich zueinander, aber so oder so sind diese Fügungen nur selten intendiert – oder zumindest sind die nicht intendierten Fügungen diejenigen, die mich am meisten interessieren. Warum?

Weil wir von ihnen am meisten lernen können. Denn die Tatsache, dass sie keinem bewussten Entwurf folgen, heißt natürlich nicht, dass sie keine Form haben oder keinen Gesetzmäßigkeiten unterliegen, die



man bei gründlichem Hinsehen – und langem und wiederholtem Aufenthalt – nicht erkennen könnte.

Ich suche also auf den städtischen Plänen und Luftbildern die Orte, die mir am „zufälligsten“ erscheinen, und wandere dorthin, um neue „glückliche Fügungen“ für meine Sammlung zu finden. Später führe ich andere dorthin, in der Hoffnung, dass auch sie das Glückliche in der Fügung erkennen. Auch die grotesken und unglücklichen Fügungen sammle ich, denn in den meisten von ihnen steckt ein wahrer Kern. Und manchmal fallen das groteske Aufeinandertreffen von Dingen und die glückliche Fügung sogar in eins. Das sind dann die schillerndsten Situationen. Umgekehrt gibt es keine glückliche Fügung, die nicht auch wenigstens ein bisschen schillernd wäre.

Der Duft nach Freiheit

Schillernd bezeichnet die Möglichkeit eines jederzeitigen Umschlags: von rot zu grün (wie bei changierenden Seidenstoffen), von Figur zu Grund, von gemütlich zu abweisend, von energetisch zu bedrohlich. Das Gegenstück zur glücklichen Fügung, aus der die schillernde Situation hervorgeht, ist die gelungene Gestaltung. Sie stellt – bei jedem Wetter, jeder Uhr- und Jahreszeit – ein Mindestmaß an „atmosphärischer Stabilität“ her. Ein möglicher Atmosphärenauschlag wird so – im besten

Boris Sieverts

führt seit 1997 mit seinem Kölner Büro für Städtereisen Interessierte durch städtische Ballungsräume und entwickelt Visionen für unsere Stadtlandschaften.

Falle auf hohem Niveau – ausgemittelt. Indem sie den Orten ihren möglichen Schrecken nimmt, beraubt Gestaltung sie meist zugleich ihres größtmöglichen Zaubers. Woran liegt das?

Womöglich hängt der Zauber von Orten mit dem Wort „glücklich“ in der „glücklichen Fügung“ zusammen: Dass die Welt ohne unser bewusstes Zutun stimmig sein kann, erfüllt uns mit

Blicke auf schillernde Situationen



Vertrauen und duftet zugleich nach Freiheit! Etwas Ähnliches meinen wir, wenn wir von beglückenden Erfahrungen in „der Natur“ berichten. Vielleicht kommt das Erleben von Stadt als Abfolge von Situationen in diesem Sinne tatsächlich dem klassischen Naturerleben nahe: Dass wir die Stadt auf diese Weise als Natur erleben, also als das, was gefühlt unabhängig von uns existiert, in mannigfaltiger, immer wiederkehrender, aber doch nie gleicher Konstellation.

Das ist die ästhetische, atmosphärische, nicht zuletzt auch von unserem eigenen Zugang und unserer eigenen Offenheit abhängige Perspektive. Im besten Fall kann uns die Stadt bis zu einem gewissen Grad die Natur auf diese Weise ersetzen – wahrscheinlich sind wir überhaupt nur deshalb in der Lage, uns so mit ihr anzufreunden und den Großteil des Jahres in ihr zu verbringen, ohne krank zu werden, denn als Gattungswesen sind wir dafür nur bedingt geschaffen.

„Harte Bedingungen“

Aber eben nur bis zu einem gewissen Grad. Denn wir leben nicht nur in Atmosphären, sondern es gibt auch ein paar „harte Bedingungen“: Wenn es immer laut ist, z. B. weil wir neben einer Autobahn wohnen, schlafen wir unruhiger und haben ein erhöhtes Herz-

infarktisiko. Wir vollbringen vielleicht die enorme geistige Leistung, die Autobahn wie ein Stück Natur zu akzeptieren („Ach, wissen Sie, da gewöhnt man sich dran“), aber unser Herzinfarktisiko steigt trotzdem. Wir lieben die Lichter und die ständige Bewegung des Stadtboulevards und merken doch, wenn wir am Meer sind, dass wir freier atmen. Wir lernen vielleicht, das Steinerne und den hohen Versiegelungsgrad einer baulich hochverdichteten Umgebung als Ausdruck von Urbanität zu lesen und zu schätzen, aber wir bekommen trotzdem Atemnot und Schweißausbrüche, wenn sich die Städte im Sommer um etliche Grad stärker aufheizen als ihre Umgebung.

Wir brauchen die schillernden „Situationen“ in unserem Alltag, und zugleich werden sie uns häufig nur eingeschränkt gerecht. Es lohnt sich, darüber nachzudenken, wie die Stadt als „zweite Natur“, wie deren chaotische Qualitäten unser Bedürfnis nach einer ästhetisch und sozial ansprechenden Umgebung durchaus befriedigen können, wie sie mit den Qualitäten der „ersten“ Natur in Einklang gebracht werden kann. Das Ergebnis sind gewiss keine Postkartenmotive, sondern komplexe, einander durchdringende, uneindeutige... – ja, was denn? Vielleicht könnte man sagen: schillernde Situationen auf neuem Niveau. ■

Das Spiel als Landschaft

Text: Sebastian Sowa

Die Ritterburg, die Pirateninsel oder der Dschungel, ab und an ergänzt durch Lokalkolorit gelten diese als archetypische Fantasiewelt von Kindern. Wahlweise sind sie als Kinderzeche oder Hafenspielplatz eingefärbt, je nachdem, was als regionaler Mythos empfunden wird. Wenn man die Dekorationen abnimmt, stecken dahinter in vielen Fällen die üblichen Spielplatzverdächtigen, wie Rutsche, Kletterturm oder Schaukel.

Kern des landschaftsarchitektonischen Entwurfs ist und bleibt die Bindung der Gestalt an den Ort. Der Entwurf von Spielplätzen ist Teil landschaftsarchitektonischer Auseinandersetzung und Arbeit. So sollte auch der Spielraum dem Anspruch der Verbundenheit mit dem Ort gerecht werden. Eine Ritterburg oder ein Piratenschiff sind da ein schwacher Ersatz. Es wirkt eher wie eine Kompensation, die ein nicht existentes gestalterisches Narrativ durch Gemeinplätze aus Kinderbüchern überspielen soll. Und das ist nicht nur auf gestalterischer Ebene äußerst fragwürdig.

Warum lassen wir Menschen nicht die Freiheit, selbst zu entscheiden, was ihre Spielgeschichte ist? Dazu brauchen wir keine platten Bilderbücher, sondern: Räume, die uns Freiraum bieten. Und warum gibt es überhaupt die Eingrenzung in unterschiedli-

Sebastian Sowa

und das Büro SOWATORINI Landschaftsforscher in Theorie und gestalterischer Praxis zum Thema der spielerischen Landschaft. Aktuell arbeiten sie am experimentellen, landschaftlichen Spiel in der Villa Massimo in Rom.

che Altersgruppen? Wenn der Mensch nur da Mensch ist, wo er spielt; dann ist er das doch auch noch mit 60 Jahren.

Räume öffnen und interpretieren

Diese Annahme führt zu der These, dass wir insbesondere in urbanen Räumen das Spiel als Landschaft denken müssen. Speziell in der Innenstadt überlagern sich sehr viele unterschiedliche Funktionen, viele Nutzergruppen beanspruchen den Freiraum. Ein monofunktionaler Spielplatz für die Altersgruppe der 4- bis



Spielerische Landschaften auf der Biennale der urbanen Landschaft

© lala.ruhr, Foto: Ravi Sejk, Medienmalocher

12-Jährigen, der in der Zeit von 10 bis 16.30 Uhr auf vorgegebene Weise benutzt wird – das klingt nach einer wenig überzeugenden Antwort auf die drängenden Bedarfe in der Stadtentwicklung.

Das Spiel als Landschaft gedacht öffnet Räume. Es kann von sehr unterschiedlichen Spieler*innen, auch in großer Zahl, nach eigenen Regeln interpretiert werden. Solche Landschaften können ebenfalls Bühne mit Publikum sein. Sie können Trainingsorte werden für Parkour und Micro Scooter, sie können neugierig machen und einladen, um sich zu treffen und zu unterhalten, sich zu streiten oder um zu schlafen. Zu jeder Tages- oder Nachtzeit. Das klingt nach Stadt! Wenn die Innenstadt wieder zum Ort des Wohnens und Lebens werden soll, dann können Spiel, Sport und Bewegung dafür gemeinschaftlichen Sinn stiften. Es wäre eine Stadt mit mehr Freiraum ohne Konsumzwang und mit Schnittstellen in eine möglichst bunte und diverse Gesellschaft.

Gegen die Multifunktion

Denn eines muss unbedingt aufhören: das Freihalten aller Stadträume zugunsten einer Form der Multifunktionalität, die in aller erster Linie eine Bespielung von Stadtraum als Event adressiert und nicht die Bedürfnisse des Menschen und die fatalerweise den Konsum (in der Nach-Handelsstadt) aus den Gebäuden in den öffentlichen Raum transportiert. Freiraum ist unbezahlbar. ■

Regionale Wertschöpfung: Vom Acker bis zum Teller

Text: Nicole Hohmann

Der alte Güterbahnhof in Eissen (Kreis Höxter, Ostwestfalen). Können ländliche Räume Orte der Wertschöpfung entwickeln?

Foto: Fenna Tinnefeld

Stark gestiegene Energiepreise, hohe Inflation sowie Engpässe bei Getreide und vielen weiteren Produkten: Die allgemeine Situation beschreibt die Schwächen globaler Agrarmärkte, und die Coronavirus-Pandemie und der Ukraine-Krieg haben die Empfindlichkeit unseres Wirtschaftssystems auch in unseren Breiten offengelegt. Gleichzeitig führt die zunehmende Industrialisierung in der Landwirtschaft mit Monokulturen und riesigen Tiermastanlagen seit vielen Jahren nicht nur zum Verlust von Biodiversität, sondern auch zu einer Entfremdung von Lebensmitteln. Was bedeutet das für unsere Zukunft, von der wir längst wissen, dass es kein „Weiter wie bisher“ geben kann?

Hürden abbauen und Strukturen schaffen

Eine gute Möglichkeit, dem entgegenzuwirken, bietet die Regionalisierung der Ernährungswirtschaft, die – trotz der aktuellen Kaufzurückhaltung aufgrund der konjunkturellen Situation – ein großes Potenzial für die Landwirtschaft, das Lebensmittelhandwerk und eine nachhaltige Regionalentwicklung darstellt. Dafür ist es notwendig, regionale Wertschöpfungsketten vom Acker bis zum Teller mit frischen, gesunden und nachhaltig erzeugten Lebensmitteln zu etablieren, Hürden abzubauen sowie konkrete Strukturen und ▶



gezielt errichtete Orte für Vernetzung, Beratung, Koordination und Weiterverarbeitung zu schaffen.

Orte für Kultur

Agrar und Kultur („Agrikultur“) sollten kooperativ gedacht und gestaltet werden. Wissen über die Herstellung von Lebensmitteln kann anders als bisher ver-

Nicole Hohmann

arbeitet bei der Regionalbewegung NRW e. V. für das Projekt „Regio.Diskurs.NRW“. Sie studierte Kunstgeschichte, Germanistik und Philosophie in Frankfurt am Main und Innsbruck und ist Fachagrarwirtin in der handwerklichen Milchverarbeitung.

mittelt werden, und alternative Netzwerke können ins Leben gerufen werden. Denn Essen ist weit mehr als eine Nahrungsaufnahme. Unsere Gesundheit und unser Wohlbefinden hängen von unserer Ernährung ab. Regional erzeugte Lebensmittel steigern die kulturelle Identifikation mit dem eigenen Lebensraum. Wie und was wir essen, gibt auch Antworten auf viele soziale Fragen mit ortsgebundenen, regionalen und globalen Auswirkungen. Dieser Ansatz benötigt dringend den Dialog mit Verbraucher*innen, damit die Zusammenhänge unserer Ernährung und die Wertschätzung von Nahrungsmitteln gesteigert werden.

Regional, gerecht, souverän

Ein solches Netzwerk, das diese Kompetenzen in sich bündelt, stellt das sogenannte „Regionale Wertschöpfungszentrum“ dar. Es besteht aus drei ineinandergreifenden Bereichen: dem Wertschöpfungsmanagement, dem Gewerbe und einem Begegnungsort, die auf dem Prinzip des integrativen Nachhaltigkeitsmodells (Ökonomie, Ökologie und Soziales) beruhen und einen wichtigen Baustein einer regionalen Nachhaltigkeitsstrategie ausmachen.

Regionale Wertschöpfungsketten fördern den bewussten Umgang mit den regionalen Ressourcen, müssen als gesamtgesellschaftliche Gestaltungsaufgabe und an konkreten Orten entwickelt werden, die Menschen und Produkte zusammenbringen. Auf diese Weise kann die Landwirtschaft den sozialen Zusammenhalt, die Klimagerechtigkeit, Biodiversität und die regionale Ernährungssouveränität stärken. ■



Kurzversion:
Konzept für Regionale
Wertschöpfungszentren

Wie wir Natur sehen und formen. Von Bildern, Begriffen und Bedeutungen

Text: Timo Klippstein

„Wir wohnen im Grünen“, sagen wir. Was bedeutet dabei „Grün“? Bäume, Wiesen, Parks? Sind es Flüsse, Berge? Moore, Vulkane oder Höhlen zählen wir meist nicht dazu. Ist also unser umgangssprachliches „Grün“ gleichzusetzen mit Natur? Die Fragen, die dahinter stecken, sind: Welche Bilder haben wir von Natur? Und wie sehen wir Natur?

Schweigen im Ziegenfellgewand

Ein Beispiel aus dem England des 18. Jahrhunderts. Dort ließen sich Aristokraten Gärten anlegen, die (laut smithsonianmag.com) ein Must-have aufweisen sollten: einen Eremiten, der eine Grotte oder ein Cottage bewohnte. Freiwillige wurden per Anzeige gesucht, als Lohn wurden etwa 700 Pfund (heute 95.000 bis 130.000 US-Dollar) für sieben Jahre geboten. Dafür durfte der Eremit



nicht mit anderen Hausangestellten sprechen, stattdessen musste er schweigen und ein Gewand aus Ziegenfell tragen. Der Look war urwüchsig: Haare, Bart und Nägel zu schneiden, war untersagt; Schuhe ein No-Go. In dieser Zeit entwickelten sich englische Gärten von den streng geometrisch angelegten Anlagen zu scheinbar eher ungeordneten Gärten mit Asymmetrien.

Was also meinen wir, wenn wir von Natur sprechen? Auch der oben erwähnte Garten transportiert eine bestimmte Vorstellung von Natur. Aus Sicht der Kulturwissenschaften geht es um Repräsentationen von Natur, die kulturell überformt sind und ihren Ausdruck zum Beispiel in Bildern, Fotos, Filmen, Texten, aber auch in Normen und Begriffen finden. Diese Repräsentationen sind vor allem eines: veränderlich.

Natur versus Kultur

„Gemeinsam mit dem Gegenbegriff der Kultur ist Natur ein Schlüsselkonzept jedes Weltbildes und spiegelt grundsätzliche Vorannahmen kulturell spezifischer Realitätsentwürfe“, wie es im Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie heißt. Natur (lat. *natura*: Geburt, Beschaffenheit, Wesen) lässt sich nicht ohne Kultur (lat. *cultura*: Pflege, Landbau) diskutieren, auch wenn die heutige Wissenschaft statt der Gegensätzlichkeit eher Wechselwirkungen und Gemeinsamkeiten untersucht.

Ohne auf alle Facetten und historischen Veränderungen des Kulturbegriffs einzugehen, bedeutet Kultur Prozess und Ergebnis. Kultur ist Sinnproduktion und Entwicklung; der Mensch als Kulturwesen erschafft Symbole sowie Zeichen und entwirft Systeme wie die Sprache – aber auch Räume oder eben Landschaftsbilder, denen eine bestimmte Vorstellung von Natur zugrunde liegt.

Einige tradierte Assoziationen zu den Begriffen: Natur wird weiblich besetzt (Mutter Natur, Fruchtbarkeit), Kultur hingegen männlich (Prometheus, Geniekult); Natur ist Wildnis, Kultur Zivilisation. Diese Vorstellungen leben fort vor allem im allgemeinen Sprachgebrauch (auch wenn sie uns überholt erscheinen und von neuen überlagert werden) und



Abbildung einer Illustration einer englischen Gartenklausen, 1735

Quelle: British Library via Flickr
[www.flickr.com/photos/britishlibrary/10997457174/]

speisen sich aus unterschiedlichen Richtungen wie der Romantik oder Aufklärung, aus politischen Systemen oder philosophischen Strömungen. Die unberührte Natur ist ein weiteres, umfassend verbreitetes Bild; die Entschleierung der Natur hat zusätzlich einen maskulinen Ton. Wildnis, die wir oft mit Unsicherheit, vielleicht sogar mit Gefahr verbinden, muss gezähmt, zivilisiert und umzäunt werden. Unser heutiger Jägerzaun im eigenen Garten ist da nicht mehr weit entfernt, und unser Garten ist ein weiteres Abbild, das wir von der Natur formen.

Deutlich wird: Wir laden den Begriff mit Bedeutung auf: Natur ist also mehr als nur die grünen Baumwipfel, die wir sehen.

natureculture

Die Wissenschaftstheoretikerin und Historikerin Donna Haraway hat zum Gegensatz von Natur und Kultur mit dem Begriff „Natureculture“ eine Alternative angeboten: Natur und Kultur sind untrennbar miteinander verflochten und beeinflussen sich gegenseitig. Der Begriff lässt sich so verstehen, dass sich unsere Welt nicht nur dann begreifen lässt, wenn wir zum Beispiel Texte und Bilder (als Repräsentationen der Welt) heranziehen. Vielmehr ist die Kultur ein Weg oder Prozess, mit der materiellen, natürlichen Welt zu interagieren.

Alles grün?

Welche Bilder wir vom Grün und der Natur haben, hängt von unserer Einbindung in die umgebende Kultur (Entkulturation) und der Sozialisation ab, von unserer jeweiligen Perspektive, unserem Blick und unserer Wahrnehmung: Wie schauen wir auf Natur? Die Bilder formen sich in unserem Denken, in unserem mentalen Raum, den wir gestalten und ausfüllen: mit unserem überlieferten, kulturellen (Vor-)Wissen. Natur ist neben ihrer materiellen Gestalt immer auch ein Begriff, mit dem wir hantieren, dem wir Bedeutung geben und Sinn verleihen, den wir verändern. Damit formen wir unser Weltbild, geben uns, der Flora und Fauna sowie unserer Umwelt einen Platz darin und weisen ihnen einen Stellenwert zu. Sprechen wir über Natur, ist also immer auch unser Sehen von Natur zu berücksichtigen.

Der Architekt Ludwig Mies van der Rohe machte eine interessante Aussage zur Natur und wie wir auf sie schauen, als er sich zu seinem Farnsworth House äußerte: „Auch die Natur sollte ihr eigenes Leben leben. [...] Wenn Sie die Natur durch die Glaswände des Farnsworth-Hauses sehen, bekommt sie eine tiefere Bedeutung, als wenn Sie außen stehen. Es wird so mehr von der Natur ausgesprochen – sie wird ein Teil eines großen Ganzen.“ ■

Blick auf das Ahrtal im Juli 2021



Foto: Christian, Adobe stock

Der Rhein bei Düsseldorf im Juli 2022

Es ist noch nicht zu spät



Guido Halbig auf dem Gelände der Essener Niederlassung des Deutschen Wetterdienstes. Dort werden Messdaten erhoben und ausgewertet, sowie Prognosen werden erstellt.

Sebastian Schlecht und Fenna Tinnefeld sprechen mit Guido Halbig über den Klimawandel und darüber, wie wir ihm mit den Mitteln der Baukultur begegnen können. Guido Halbig ist Leiter der Niederlassung Essen des Deutschen Wetterdienstes mit den Arbeitsschwerpunkten Klimawandel und Stadtklima sowie Beratung und Projekte zur Anpassung an den Klimawandel in Städten.

Wetter, Klima und Klimawandel – wie können wir das unterscheiden?

Das Wetter kennen wir alle aus dem Fernsehen. Dort wird präsentiert, wie sich die Temperatur, der Niederschlag und andere Elemente aktuell und in den nächsten Tagen entwickeln. Über Klima sprechen wir erst dann, wenn das Wetter über viele Jahre betrachtet wird. Dabei werden aus den Messdaten an den einzelnen Tagen, an denen das Wetter unterschiedlich ist, Mittelwerte gebildet, die eine Veränderung über einen längeren Zeitraum aufzeigen. Die Weltorganisation für Meteorologie nimmt dazu einen Zeitraum von 30 Jahren ins Visier.

Der Deutsche Wetterdienst hat ein riesiges Archiv mit Klima- und Wetterdaten. Wir messen an vielen Stationen, an einigen seit dem Jahr 1750, an vielen anderen seit 1900. Diese Daten bilden die Basis für unser Verständnis vom Klimawandel. Wir müssen wissen, wie das Klima war, um zu sehen, wie es sich verändert hat. Viele Menschen reden vom Klimawandel als etwas, was erst noch kommt. Wir sehen aber an den Klimadaten: Der Klimawandel ist schon da.

Beim Blick auf den Klimawandel wäre eigentlich statt des Begriffs Klima der des Klimasystems angemessener. Denn wir betrachten das Zusammenspiel von Atmosphäre, Ozeanen, Landflächen, Lebewesen einschließlich der Menschen und Pflanzen auf der Erde. Wir ergründen, wie sich dieses Zusammenspiel verändert und was das für unser Leben auf der Erde bedeutet.

Der Klimawandel ist ein globales Phänomen. Was bedeutet das für die Menschen in Nordrhein-Westfalen?

Ich persönlich beobachte das Wetter seit vielen Jahren. Da registriere ich nicht nur in meinem Garten Veränderungen in Trockenheit und Niederschlägen. Wenn ich die Klimadaten anschau, sehe ich gerade in den vergangenen Jahren eine dramatische Veränderung hin zu wärmerem Klima mit vielen extremen Niederschlägen.

Um zu erklären, woher das kommt, muss ich etwas ausholen: Alle reden über das Pariser Klimaabkommen und über eine maximale weltweite Erwärmung von 1,5 Grad Celsius. Jetzt leben wir in Deutschland, genauer in Nordrhein-Westfalen. Wir grenzen nicht an große Meere, wir haben viele Landflächen, die sich deutlich schneller als Ozeane erwärmen. Deshalb registrieren wir hier bereits einen Temperaturanstieg von 1,7 bis 1,8 Grad Celsius im Jahresmittel. Und das hat zur Folge: Je wärmer die Luft ist, desto mehr Wasserdampf kann sie aufnehmen. Ein Grad mehr Temperatur bedeutet sieben Prozent mehr Wasserdampf. Und je mehr Wasserdampf, desto mehr Niederschläge sind möglich.

Eigentlich sind wir hier in Nordrhein-Westfalen in der sogenannten Westwindzone, in der Tief- und Hochdruckgebiete vom Starkwindband (Jetstream) durchgeblasen werden. Da sich dieses Band abschwächt, lagen in den vergangenen Jahren immer wieder über Wochen hinweg Hochdruckgebiete über uns. Es regnete nicht, war sehr heiß. Diese Jetstream-Veränderung löste zwei Dinge aus: Es entstanden lange Perioden von großer Hitze mit Trockenheit und mit örtlich sehr starken Niederschlägen. Das konnten wir bereits im Ahrtal im Sommer 2021 erleben. Außerdem erlebten wir auch wochenlang kühles und niederschlagsreiches Wetter. ▶



Haben Sie das Gefühl, die Menschen haben die Bedeutung dieser Veränderungen begriffen?

Ich sehe es als Aufgabe von Wissenschaftler*innen an, die Fakten so zu erklären, dass sie auch jemand versteht, der kein Physikstudium absolviert hat. So spricht der Weltklimarat zum Beispiel von sogenannten „aufsummierten CO₂-Emissionen“, die die globale Temperatur beeinflussen. Dazu müssen wir wissen, dass CO₂ ungefähr 100 Jahre in der Atmosphäre bleibt. Das heißt, dass sich über die Jahre immer mehr CO₂ ansammelt. Wenn wir weiterhin CO₂ in die Atmosphäre bringen, zum Beispiel durch das Verbrennen von Öl und Gas, steigt der CO₂-Gehalt immer weiter an und infolgedessen die Temperatur. Die Wissenschaft sieht die Dinge ganz klar: Das vom Menschen erzeugte CO₂ ist die Hauptursache für den jetzigen Klimawandel. Wenn wir CO₂ weiter in die Luft ablassen wie bisher, dann kann letztendlich die Existenz der Menschheit auf der Erde gefährdet sein.

Diese Erkenntnis darf aber nicht dazu führen, dass die Menschen das Gefühl bekommen,

Die Klimastreifen sind eine Darstellung der Jahresdurchschnittstemperatur von NRW. Jeder Streifen steht für ein Jahr in den Jahren 1881 bis 2022. Wie in der Meteorologie üblich, werden rote Farben für hohe und blaue für niedrige Temperaturen verwendet.

wir könnten nichts mehr beeinflussen. Aus meiner Sicht müssen wir einen Zwischenweg finden. Wir müssen die Wichtigkeit des Themas deutlich machen, aber nicht mit der Apokalypse drohen. Wir müssen den Menschen zeigen, dass wir immer noch die Möglichkeit haben, einzugreifen und das Desaster abzuwenden.

Sie haben Daten und Fakten und können die Zusammenhänge von Starkregenereignissen sowie Hitzeperioden erklären. Motivieren diese Informationen andere Menschen zum Umdenken und zu anderem Handeln?

Zunächst liegt mir daran, diese Zusammenhänge zu erklären. Ich komme aus einer Lehrerdynastie, halte gerne Vorträge, vermittele gerne Wissen. Deshalb gehe ich auf viele Veranstaltungen, in Schulen, in den Umweltausschuss der Stadt Essen oder spreche auch mit Vertreter*innen von Organisationen, wie „Die letzte Generation“.

Dabei bemühe ich mich sehr, aufzuzeigen, was jede einzelne Person tun kann. Es gibt immer Menschen, die die Verantwortung beim Staat sehen. Natürlich müssen die Regierungen etwas

”

Wir müssen den Menschen zeigen, dass wir immer noch die Möglichkeit haben, einzugreifen und das Desaster abzuwenden.

tun, aber jedes Handeln hat Einfluss. Wenn wir gemeinsam agieren, dann wird aus dem Einzelnen eine starke Macht.

Wir tragen die Baukultur in unserem Aufgabenheft. Bauen ist mit etwa 40 Prozent an der globalen Emission beteiligt. Wie gehen wir damit um? Was können wir in unseren Städten verändern?

In Städten ist der Wandel des Klimas deutlich spürbar. Dort speichern Bauwerke und Straßen die Wärme, nachts kühlen sie nur langsam ab, sodass in der Innenstadt viel höhere Temperaturen sind als außerhalb. Wir haben vor einigen Jahren in der Stadt Köln an verschiedenen Stationen die Temperaturen gemessen. Die Werte haben gezeigt, dass in einer Hitzewelle am Morgen das Umland zehn Grad Celsius kühler ist als die Innenstadt.

Deshalb ist es unerlässlich, die Städte umzubauen, zum Beispiel zu begrünen. Pflanzen absorbieren fast 100 Prozent der UV-Strahlung, sie sorgen für Abkühlung durch die Verdunstung der Blätter und haben die Eigenschaft, Staub aus der Luft zu filtern. Ich plädiere auch dafür, vertikal in die Höhe zu bauen. Dann versiegeln wir weniger Flächen und haben Raum für Grünanlagen. Aber auch die Speicherung von Wasser, wie es bei der Schwammstadt-Methode der Fall ist, ist ein zentrales Thema. Auch wenn dies nicht einfach ist, es ist wichtig, nicht den Mut zu verlieren. Es gibt tolle Ideen und Projekte, auch bei unseren niederländischen Nachbar*innen.

Neben dem Umbau des urbanen Raums müssen wir auf das Thema Kreislaufwirtschaft schauen. Wir reißen in Deutschland zu viele Häuser ab, anstatt sie zu erneuern und nachhaltig zu ertüchtigen.

gen. Mit dem Neubau produzieren wir wieder CO₂. Auch das Bauen mit Holz ist nicht unkritisch, wenn mit Wald nicht nachhaltig gewirtschaftet wird.

Es gibt jedoch auch „Grenzen der Anpassung“, wie der Weltklimarat sagt. Was bedeutet das?

Bei allem, was wir heute gegen den Klimawandel vorsehen, wie Schutz vor zu großer Wärmebelastung, müssen wir berücksichtigen, dass die Welt noch ein oder zwei Grad Celsius wärmer werden kann. Und dann stellt sich die Frage, ob unsere heutigen Ideen und Maßnahmen überhaupt noch wirken. Können wir Bäume überhaupt noch bewässern? Oder haben wir gar keine Schwammstadt mehr, weil es monatelang nicht mehr regnet? Diese Szenarien führen mich wieder dazu: Das allererste Ziel ist die Verminderung der Treibhausgasemissionen. Wenn wir das nicht hinbekommen, werden wir irgendwann merken, dass viele unserer Anpassungsmaßnahmen wirkungslos werden.

Die nächste Weltklimakonferenz steht vor der Tür: Was bewirken diese großen Konferenzen?

Die Weltklimakonferenzen bringen uns in Trippelschritten voran. Vieles gelingt, einiges nicht und manches, was vereinbart wurde, wird nicht umgesetzt. Aus meiner Sicht sind die Klimakonferenzverhandlungen trotzdem notwendig. Ich glaube, jede Weltklimakonferenz hat ein kleines Stückchen dazu beigetragen, den Prozess voranzubringen. Allerdings wünsche ich mir mehr Engagement bei der Umsetzung. „Wenn wir jetzt Anpassungen vornehmen, können wir die Klimaschäden dramatisch reduzieren.“ Natürlich erfordert das Mut und Innovation. Das fällt uns Deutschen (manchmal) schwer, aber nur so haben wir die Chance, lebenswerte Bedingungen zu erhalten. ■

IPCC

Der „IPCC“ (Intergovernmental Panel on Climate Change, deutsch: Zwischenstaatlicher Sachverständigenrat für Klimaänderungen) ist

ein wissenschaftliches Gremium der Vereinten Nationen, das aktuelle Informationen der weltweiten Klimaforschung sammelt, bewertet und diese in regelmäßig erscheinenden IPCC-Sachstandsberichten präsentiert. Diese beinhalten unterschiedliche Handlungsoptionen und bilden eine wichtige Grundlage für politische Entscheidungen und internationale Klimakonferenzverhandlungen (Weltklimarat oder auch COP).

Mit der Natur zu widerstandsfähigen Städten

Text: Daniela Rizzi

In einer Welt, die mit eskalierenden Umweltproblemen und Klimakrisen konfrontiert ist, unterzieht sich unser Verständnis von städtischer Entwicklung eine tiefgreifende Transformation. Wir erkennen zunehmend, dass die Betonwüsten, die wir errichtet haben, harmonisch mit der Natur koexistieren müssen. In diesem Sinne können uns sogenannte „Nature-based Solutions“ (NbS) den Weg aufzeigen. Der Begriff NbS beschreibt ein Konzept, das auf internationaler Ebene bereits große Aufmerksamkeit bekommen hat: Es nutzt die Kraft der Natur, um komplexe gesellschaftliche Probleme aufzugreifen und sowohl die Biodiversität als auch die Lebensqualität der Menschen zu verbessern.

Mehr als Kulisse

Im Herzen der NbS-Bewegung liegt der Grundsatz, dass die Natur nicht nur eine Kulisse für unsere Städte ist, sondern eine zentrale Rolle bei gesünderen und widerstandsfähigeren städtischen Umgebungen spielt. Die Vorteile sind mannigfaltig: Artenvielfalt, saubere Luft, verbessertes körperliches und psychisches Wohlbefinden, Klimaresilienz und Erholungsmöglichkeiten – um nur einige zu nennen. NbS-Projekte reichen von grünen Dächern mit hoher Biodiversität über städtische Feuchtgebiete, die viel Wasser aufnehmen, bis hin zu gesunden Stadtbäumen, die Vögeln und Insekten Lebensraum bieten. Wichtig ist, dass die Projekte dem Ökosystem, dem Menschen und der

Gesellschaft zugutekommen und dadurch dem Klimawandel umso mehr gewachsen sind. Die vielfältigen Projekte zeigen, dass das Potenzial der Natur, zu heilen und zu schützen, nur wenige Grenzen kennt.

Ein Netzwerk für natürliche Lösungen

Um nachhaltige Konzepte in der Europäischen Union und im globalen Maßstab zu fördern, sind diverse Initiativen der Zusammenarbeit und des Wissensaustauschs entstanden. Während wir heute an der Schwelle zu einer neuen Zeit in der städtischen Entwicklung stehen, versammeln sich in dem EU-Projekt „NetworkNature“ Partner*innen und Akteur*innen, die sich besonders intensiv mit den Herausforderungen und Möglichkeiten der naturbasierten Lösungen auseinandersetzen. Dazu gehören neben dem Verband von Städten, Gemeinden und Landkreisen ICLEI Europe (Local Governments for Sustainability) auch die International Union for Conservation of Nature (IUCN), die Europäische Partnerschaft für biologische Vielfalt Biodiversa+, das EU-Archiv für naturbasierte Lösungen OPPLA und das Steinbeis Europa Zentrum für Innovationsberatung und Forschungsförderung.

Die aktuell durch das EU-Horizon-Programm geförderte Weiterentwicklung des Netzwerks dehnt den Einfluss und die Reichweite aus: Das neue Projekt „NetworkNature+“ fungiert dabei wie ein „Netzwerk der Netzwerke“.

Internationale Expertise

Es ist wichtig, auch international zusammenzuarbeiten. Erfahrungen aus den Regionen Europas und der Welt sind gleichsam relevant, und die Herausforderungen sind trotz anderer Kontinente und Kulturen doch sehr ähnlich. Das Projekt NetworkNature hat die Einrichtung von sechs sogenannten NbS-Hubs ermöglicht (in Polen, Portugal, Ukraine, den Nordischen Ländern, Ungarn und Italien), bei denen Forscher*innen, Politiker*innen, Unternehmen und der öffentliche Sektor zusammenarbeiten, um langfristige Strukturen für naturbasierte Lösungen zu schaffen. Mit NetworkNature+ wird diese Zahl in den nächsten Jahren noch deutlich erhöht.

Wenn wir in die Zukunft blicken (siehe Seite 42), sollten wir uns Städte vorstellen, in denen grüne Dächer, städtische Wälder und Feuchtgebiete nicht nur Merkmale, sondern wesentliche Bestandteile eines blühenden städtischen Ökosystems sind. Mit dem kooperativen Geist von Netzwerk- und Plattformen für den Wissensaustausch sowie mit dem Potenzial von NbS sind wir auf dem Weg, Städte zu schaffen, die nicht nur widerstandsfähiger, sondern mit der Schönheit und Vitalität der Natur tief verbunden sind. Damit können wir Lebensqualität und Resilienz für diese Generation und die folgenden gewährleisten. ■

Wie sich urbane Räume verändern müssen

Text: Alice Schröder

Städte und Regionen stehen vor zahlreichen Herausforderungen: Sie sollen zu mehr Ressourcen- und Energieeffizienz, zum Klimaschutz, zur Klimaanpassung sowie zum Erhalt der biologischen Vielfalt und der Ökosystemleistungen beitragen. Sie sollen Flächeninanspruchnahme reduzieren, bestehende Umweltbelastungen abbauen und eine hohe Lebensqualität für alle Bewohner*innen bereitstellen. Zeitdruck, parallele Handlungserfordernisse, Wechselwirkungen und Zielkonflikte ergeben neue Fragen an die umweltschonende und klimaangepasste Transformation von Gebäuden, Infrastrukturen und nicht zuletzt von Grün- und Freiflächen.

Fläche als begrenzte Ressource

Grün- und Freiflächen sind elementarer Bestandteil einer umweltverträglichen, sozialen und gesundheitsfördernden Stadt- und Regionalentwicklung und erbringen wichtige Funktionen für die Anpassung an den Klimawandel. Die EU-Strategie für grüne Infrastruktur bezieht städtische Räume explizit mit ein. Urbane grüne Infrastruktur beschreibt ein Netzwerk aus naturnahen und gestalteten Flächen und Elementen in Städten, die ebenso wie die technische und soziale Infrastruktur wichtige Beiträge zur Daseinsvorsorge leistet.

Gleichzeitig stehen Grün- und Freiflächen in wachsenden urbanen Räumen sowohl durch die bauliche Innenentwicklung und Verdichtung als auch durch die Suburbanisierung zunehmend unter Druck. Dabei ist die Innenentwicklung, das heißt die Nutzung von

innerörtlichen Flächen für eine weitere bauliche Planung, ein wichtiges Ziel, um die Flächeninanspruchnahme im Außenbereich zu reduzieren, sollte jedoch mit einer Sicherung und Verbesserung von Umweltqualitäten einhergehen. Schlüsselthema einer nachhaltigen Entwicklung von urbanen Räumen auf Quartiers-, gesamtstädtischer und stadregionaler Ebene ist darum ein effizienter und multifunktionaler Umgang mit der begrenzten Ressource Fläche.

Vom Stadtumland zur „Umlandstadt“

Auf regionaler Ebene gilt es, Empfehlungen zu formulieren, wie eine nachhaltige Entwicklung der Stadt-Umland-Beziehungen und des Umlands selbst gelingen kann. Hilfreich ist dabei ein Perspektivwechsel vom Stadtumland zur „Umlandstadt“. Denn es ist wichtig, dass wir nicht allein aus der Stadt auf das Umland schauen, sondern spezifisch auf den Umlandraum als solchen, der sich massiv wandelt und seine eigenen Stärken, Schwächen und Entwicklungspfade hat. Mit Blick auf die regionale grüne Infrastruktur ist es geboten, den Außenbereich konsequent vor Bebauung zu schützen sowie die Grün- und Freiflächen für Erholung, Klimaanpassung und Biodiversität zu qualifizieren und vom Stadtquartier bis ins Stadtumland zu vernetzen.

Für eine neue Aufteilung urbaner Flächen in den Städten und Quartieren steht das planerische Leitbild der dreifachen Innenentwicklung. Dieses zielt auf eine Verknüpfung von baulicher In-

nenentwicklung, Sicherung und Qualifizierung der Grün- und Freiflächen sowie auf eine Mobilitätswende. Damit verbindet sich ein neuer Umgang mit Flächen in der Stadt: Weniger Autos bedeuten weniger Parkplätze, was Platz für mehr Stadtgrün, Wohnungsbau und für den Ausbau des öffentlichen Personennahverkehrs sowie des Fuß- und Radverkehrs bietet.

Perspektiven erweitern

Einen wichtigen Ansatz dafür bildet die EU-Initiative zum „Neuen Europäischen Bauhaus“. Sie ist Teil des „European Green Deal“, mit dem die 27 EU-Mitgliedstaaten bis 2050 klimaneutral werden wollen. Das „Neue Europäische Bauhaus“ begreift den Bau- und Gebäudebereich als Gemeinschaftsaufgabe von Wissenschaft, Technologie, Kunst und Kultur. Im Zentrum stehen die Fragen, wo und wie wir in Zukunft leben und wie eine ökologisch nachhaltige, sozial inklusive sowie attraktive Entwicklung urbaner Räume gelingen kann. Der Fokus der EU-Initiative liegt auf dem Bauen und auf Gebäuden. Das Projekt „Neues Europäisches Bauhaus weiterdenken: Nachhaltige Mobilität und resiliente urbane Räume (AdNEB)“ des Umweltbundesamts erweitert die Perspektive von der gebauten Stadt auf Frei- und Grünräume. Dabei werden Bauen und Wohnen, Grün- und Freiflächen, Gesundheit und Wohlbefinden, Klimawandelanpassung, Umweltgerechtigkeit sowie aktive und nachhaltige Mobilität integriert betrachtet.

Integriert und interdisziplinär

Angesichts der vielfältigen Herausforderungen in urbanen Räumen sind vor allem solch integrierte und interdisziplinäre Ansätze nötig. Diese müssen mehrere Ziele, Wechselwirkungen und Zielkonflikte im Blick haben sowie auf räumlich, planerisch und organisatorisch verknüpfte Lösungen setzen. Bei alledem gilt es, die grüne Infrastruktur als essenziellen und multifunktionalen Teil der Daseinsvorsorge auf allen Ebenen vom Quartier bis zur Stadtregion zu sichern und zu entwickeln. ■

Wie sehen Städte in 100 Jahren aus?

Wissenschaftler*innen der Wageningen University & Research entwerfen ein positives Zukunftsszenario, das unser Nachbarland auf dem Weg zu einer grünen, nachhaltigen Gesellschaft zeigt.

Die globale Erwärmung, die alternde Gesellschaft, die Notwendigkeit, Energie nachhaltig zu erzeugen: All das sind Herausforderungen, mit denen sich unsere Gesellschaft auseinandersetzen muss. Aber auch Fragen, wie mit extremen Wetterereignissen, steigenden Meeresspiegeln und Hochwassern umzugehen ist, beschäftigen viele Menschen, insbesondere in den Niederlanden. Dort werden die Veränderungen des Klimas sogar Teile des Landes unbewohnbar machen. Obwohl unsere Nachbar*innen angesichts dieser Situation den Mut verlieren könnten, macht das Team von Wageningen University & Research das Gegenteil: Es lotete die Möglichkeiten für eine positive Entwicklung aus und entwarf mit dem Szenario „Niederland 2120“ und der Vertiefungsstudie „The city of 2120: all natural!“ eine Vision, die das Land auf dem Weg in eine nachhaltige Gesellschaft zeigt.

The city of 2120

Die Ideen für „Niederland 2120“ wurden am Beispiel der Stadt Arnheim weiter konkretisiert und mittlerweile auf die benachbarte Stadt Nimwegen ausgedehnt. „Beide Städte liegen auf Erhebungen, die von einer Flussebene getrennt sind“, erklärt Landschaftsarchitektin und Städtebauerin Prof. Dr. Sanda Lenzholzer. Sie forscht und lehrt an der Universität Wageningen und leitete das Projekt zu den Visionen zur „Stadt in 100 Jahren“ mit. „Hier kommen zwei

verschiedene Großlandschaften zusammen, in denen Überflutung und Retention eine wichtige Rolle spielen. Schon jetzt zeugen die unterschiedlichen Landschaftsteile, vom Hochplateau über die flankierenden Übergangszonen bis ins Flussdelta, von großer Bio- und Landschaftsdiversität. Und wenn zukünftig noch mehr Dynamik in der Flusslandschaft entsteht, ist noch mehr Diversität zu erwarten“, erläutert sie die Gegebenheiten. Die Region umfasst aus ihrer Sicht wertvolle Gebiete für die Naturentwicklung. Und auf diese zu schauen, die urbane Entwicklung auf diese abzustimmen, ist Teil der Herangehensweise der niederländischen Visionär*innen.

Lernen von den Römern

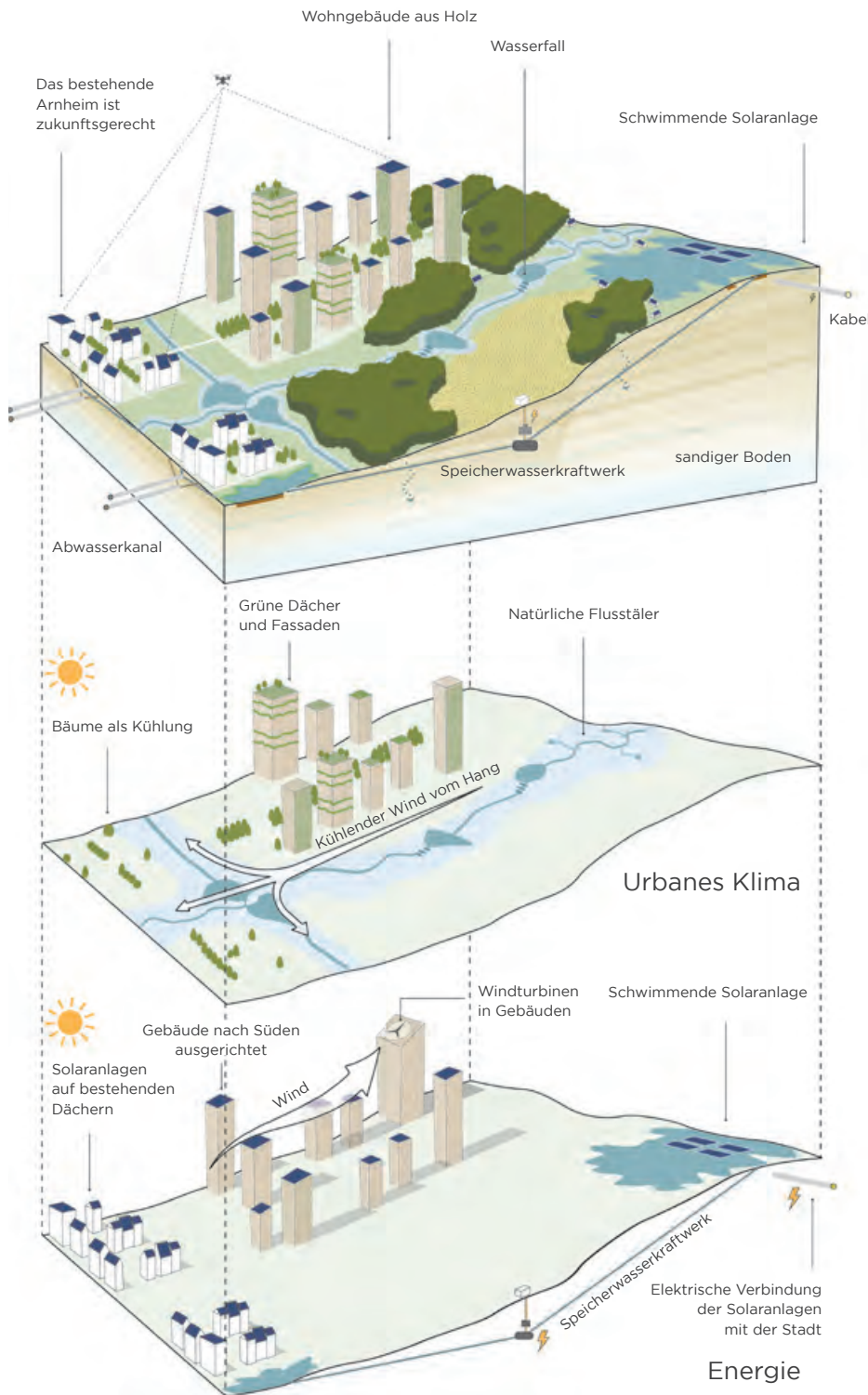
Zur Entwicklung einer Vision motivierten die niederländischen Planer*innen Ausgangspunkte, die in Stadt-, Infra- und Baustrukturen liegen, die zum Teil seit Jahrhunderten oder sogar Jahrtausenden existieren. Römische Stadtgrundrisse sind zum Beispiel noch heute in Städten zu finden, und das Rezept für deren Langlebigkeit sieht Sanda Lenzholzer darin, dass die „Stadtgründungen landschaftlich genau platziert waren, der Boden genau ausgewählt, und es wurde nur an überflutungssicheren Orten gesiedelt. All diese Dinge waren damals für die Gründung einer sicheren und gesunden Stadt wichtig“. Im Umkehrschluss bedeutet das für sie, dass „wenn wir jetzt Städte weiterbauen und etwas falsch machen, haben wir in mehr als 100 Jahren noch damit zu tun. Was jetzt nicht nachhaltig ist, wird den Bach heruntergehen“. Sie schmunzelt, „das wird leider im ▶

Das Jahr 2120: ein Entwurfsszenario für das Flussgebiet in Arnheim

Grafik: © Wageningen University & Research



Die Vision ist eine radikale Ermahnung, die Städte anders zu bauen.



wörtlichen Sinne so sein; es wird eine Fehlinvestition sein“.

Städte im Landschaftskontext

Für Sanda Lenzholzer und ihre Kolleg*innen ist es also wichtig, eine „Stadt vom Landschaftskontext aus zu betrachten und zu entwickeln“ – was aus ihrer Sicht im Diskurs zum landscape urbanism bereits thematisiert wird. Da sind Geologie, Bodenkunde, das Wissen über Pflanzengesellschaften, Fauna und regionales Mikroklima von großer Bedeutung. „Aus der Zusammenschau all dieser Ansatzpunkte haben wir auch die Vision für die Stadt der Zukunft entworfen“, sagt die Professorin und weist darauf hin, dass das im Grunde alte Gedanken seien.

„Nicht nur in Europa, sondern auch in Asien und im alten China vor Tausenden von Jahren untersuchten sogenannte Geomantiker die Landschaft mit der Frage: Wo sind Berge, wo ist Wasser, was ist das für eine Vegetation, wo kommen die Winde her?“ Und nur dort, wo die Überlebensbedingungen ideal waren, wurde gesiedelt. „Aber wir haben den Städtebau in den vergangenen 150 Jahren eingehend verändert, weil wir fossile Energien hatten. Die ermöglichten uns, Städte in die Höhe wachsen zu lassen, zu verdichten und riesige Flächen zu überspannen. Erst diese technischen Erfindungen machten es möglich, die naturräumlichen Gegebenheiten zu ignorieren“, erklärt Sanda Lenzholzer. Nun kommen wir in die Phase der postfossilen Stadt, die wieder auf natürlichen Energieströmen vor Ort basieren muss. „Deshalb haben wir für die Vision der Stadt 2120 geguckt: Was kann man mit Wasserkraft machen, mit Wind und Solar. Wie können wir natürliche Vorkommnisse in neue Energieströme umsetzen?“, beschreibt Sanda Lenzholzer die grundlegenden Fragen ihrer urbanen Vision.

Radikale Ermahnung

Die Vision der Forscher*innen und Entwerfer*innen von Wageningen University & Research ist eine „radikale Ermahnung, die Städte anders zu bauen“,

betont Lenzholzer. Die Anpassung der bestehenden Städte sei auch wichtig. Bebauungen müssten in Überflutungsgebieten angepasst werden, etwa indem wichtige Infrastrukturen, wie Heizung oder Wasserversorgung, in obere Geschosse wanderten. „Die sind im EG oder Keller nicht mehr sinnvoll. Deren Funktion und Zugänglichkeit müssen auch in Überflutungssituationen gegeben sein. Wir müssen den Bestand resilient machen“, mahnt sie. Dass das nicht um jeden Preis sinnvoll sei, ergänzt sie auch. So gibt es viele Gebiete, die sich in viel zu tief liegenden Poldern befinden. Dort ist jeweils genau abzuwägen, ob die Gebäude aus den 1960er Jahren energetisch saniert, neugebaut oder vielleicht doch besser abgerissen werden müssen. Diese Debatte ist schrittweise zu führen. Aber es darf nicht sein, dass die Stadt einfach immer dort weiterentwickelt werde, wo gedankenlos, ohne Berücksichtigung der natürlichen Begebenheiten gebaut worden sei – natürlich auch ohne das Wissen, dass sich das Klima wandeln würde.

Der Professorin ist klar, dass das eine sensible Debatte erfordere. Aber in den Niederlanden ist, unter anderem durch das Wirken des dortigen sogenannten Delta-Kommissars, das Thema mittlerweile politisch platziert. Vielen Entscheidungsträger*innen ist bewusst, dass Boden und Wasser die Grundkonditionen für alle weiteren Entwicklungen seien. „Wie genau diese Erkenntnis dann den Weg in die Praxis findet, ist jedoch noch unklar“, fügt sie hinzu.

Sorge um die Stadt der Zukunft

Auf die Frage, was Sanda Lenzholzer Menschen raten würde, die sich Sorgen um die Stadt der Zukunft machen, antwortet sie: „Auf Basis heutiger Entwicklungen können wir viele Veränderungen voraussagen. Aber es gibt auch Bereiche, die von technologischen und sozialen Veränderungen geprägt sind. So ist es zum Beispiel schwierig, neue Entwicklungen in der Mobilität abzusehen.“ Neben diesen Unwägbarkeiten betont Lenzholzer noch einmal, wie wichtig es sei, die Stadt als System in ihrer Tiefe

links: Der Höhenunterschied wird genutzt, um die Stadt angenehm kühl zu halten. In Seen gespeichertes Wasser dient der Energieerzeugung.

Grafik: © Wageningen University & Research

rechts: Wie die Stadt Arnheim in 100 Jahren aussehen könnte. Siedlungen, Wasser und Grün richten sich nach den Prognosen und Ideen der Wissenschaftler*innen aus.

Grafik: © Wageningen University & Research



zu verstehen. Also: „In welchem geologisch-topografischen Kontext liegt das Planungsgebiet, was kennzeichnet das Wassersystem, was die Landschaftsökologie, also Flora, Fauna und auch die Pilze. Darüber hinaus sind das Klima, die Luftqualität, die Windrichtung und städtische Hitzeinseln von Belang.“ Um eine nachhaltige und zukunftsfähige, postfossile Stadt zu entwickeln, ist „dieses Gefüge mit all seinen Energie- und Stoffströmen in seiner Ganzheit – also der Metabolismus der Stadt – zu betrachten“. Und dann „kann man die Links zwischen den Systemen finden“.

Das ist auch die Basis für das Konzept der „Stadt in 100 Jahren“. Hier sind Klima und Energiesystem eng miteinander verbunden. Hier wird Wasser aus großen Flussauen mit Windenergie auf höhere Ebenen gepumpt, um es dort zu speichern und später zu nutzen. Aus Sanda Lenzholzers Sicht ist es bedeutsam, die großmaßstäblichen Zusammenhänge zu verstehen und gefährdete Gebiete und Gebiete mit Potenzialen parallel zu betrachten. „Und das muss zusammen mit kreativen Köpfen geschehen. Nur so kann gemeinsam, Stück für Stück, eine Vision von einer postfossilen Stadt entstehen.“ ■

Aus Sanda Lenzholzers Sicht ist es bedeutsam, die großmaßstäblichen Zusammenhänge zu verstehen.

Einblick II

Wegweisende Grundlagen,
Projekte und Publikationen



Neue Leipzig-Charta

Die „Neue Leipzig-Charta“, die 2020 von den EU-Mitgliedstaaten verabschiedet wurde, widmet sich der Transformation der Städte. Im Fokus steht das Ziel, gerechte, grüne und nachhaltige europäische Städte zu schaffen, die sich am Gemeinwohl orientieren. Dafür fordert die Charta einen ortsbezogenen Ansatz. Sie betont das Einbeziehen aller relevanten Akteur*innen und formuliert geeignete Rahmenbedingungen für eine integrierte Stadtentwicklung auf nationaler sowie europäischer Ebene.



zur Publikation

Flächensparziel

Der Boden ist eine nicht erneuerbare Ressource, die immer knapper wird. Täglich werden in Deutschland rund 55 Hektar als Siedlungs- und Verkehrsflächen neu ausgewiesen. Dies entspricht einem Flächenverbrauch von circa 78 Fußballfeldern. Bis zum Jahr 2030 will die Bundesregierung den Flächenverbrauch auf unter 30 Hektar pro Tag verringern. Dieses Ziel wurde bereits im Jahr 2002 für das Jahr 2020 formuliert, konnte jedoch nicht erreicht werden. Deshalb wurde es 2021 erneut in die Weiterentwicklung der Deutschen Nachhaltigkeitsstrategie aufgenommen.



zur Website
„Aktion Fläche“

NetworkNature

Das europäische „NetworkNature“ verbindet vielfältige Projekte und Akteur*innen, die sich mit guten Beispielen für naturbasierte Lösungen (NbS) im Klimawandel einsetzen. NbS sind Maßnahmen zum Schutz und zur Wiederherstellung natürlicher Ökosysteme, mit denen gesellschaftliche Herausforderungen auch in Städten wirksam und anpassungsfähig angegangen werden und die gleichzeitig Mensch und Natur zugutekommen. Ziel des Netzwerks ist es, die Forschungslage zu verbessern, Akteur*innen auf lokaler, regionaler sowie internationaler Ebene zu vernetzen, mit der Politik in den Austausch zu kommen und ein Bewusstsein für die Relevanz von naturbasierten Lösungen zu schaffen. Finanziert wird das Netzwerk durch die Europäische Kommission.



zur Website
„Network Nature“



Dreifache Innenentwicklung

Die „Dreifache Innenentwicklung“ ist eine Strategie, um weniger neue Flächen in Stadtgebieten in Anspruch zu nehmen. Dabei werden die bauliche Verdichtung, die Flächen für Mobilität und die Entwicklung von Grünflächen – zwischen denen es im urbanen Raum häufig zu Konflikten kommt – zusammengedacht. So kann die Stadt- und Raumplanung den Anforderungen an eine lebenswerte und resiliente Stadt gerecht werden.



zur Publikation
des Umweltbundesamts



Evolving Regions

„Evolving Regions“ ist ein Projekt der TU Dortmund in Zusammenarbeit mit acht Partnerregionen in Nordrhein-Westfalen und den Niederlanden sowie mit fünf Partnerinstitutionen. Was sie verbindet, ist der Wunsch, ihre Region als lebenswerten und klimarobusten Raum zu erhalten. Um geeignete Klimaanpassungsmaßnahmen zu finden, arbeiten sie mit regionalen Akteur*innen zusammen. So ist für jede Region ein individuelles Konzept entstanden. Gefördert wurde das Projekt vom EU-Umweltprogramm LIFE und kofinanziert durch das Umweltministerium des Landes Nordrhein-Westfalen.



zur Website
„Evolving Regions“

Bauhaus der Erde

Bei dem „Bauhaus der Erde“ handelt es sich um eine interdisziplinäre Denk- und Machfabrik aus den Bereichen Architektur und Planung, Kunst, Wissenschaft, Verwaltung und Industrie mit Sitz in Berlin und Potsdam. Das Projekt entwirft neue kollaborative und regenerative Wege zum Bauen und Leben. Es bringt Denker*innen, Designer*innen und politische Entscheidungsträger*innen aus der ganzen Welt zusammen. Durch Forschung, Demonstrationsprojekte und politische Lobbyarbeit wollen sie Gebäude und Siedlungen als kreative Kräfte für eine systemische Regeneration gestalten.



zur Website
„Bauhaus der Erde“

Weißbuch Stadtgrün

Das Handbuch „Weißbuch Stadtgrün“ für Kommunen beschreibt, auf welche Weise Stadtgrün in der Stadt- und Regionalplanung besser integriert werden kann. Es ist ein wichtiger Teil einer Initiative für grüne Städte des Bundesministeriums für Wohnen, Stadtentwicklung und Bauwesen. Zehn Handlungsfelder mit konkreten Maßnahmen, wie der Bund die Kommunen dabei unterstützen kann, befinden sich in der Umsetzung.



zur Website
„Weißbuch Stadtgrün“

Macht ein halbes Grad wirklich einen Unterschied?

1,5 °C gegenüber 2 °C mittlerer Erderwärmung bis Ende des Jahrhunderts



Quelle: www.klimafakten.de

Entwerfen mit Baum und Zeit

Ein Haus aus lebendigen Bäumen, ein Aussichtspunkt aus verwachsenen Pflanzen: In der Baubotanik werden Bäume und Pflanzen derart in ihrem Wachstum beeinflusst, untereinander verbunden und mit nicht lebenden Bauteilen kombiniert, dass sie zu einer pflanzlich technischen Einheit verschmelzen. Dabei kommt ihnen eine Doppelrolle zu: Sie sind einerseits Baustoff – eine Art „lebendes Halbzeug“ als Objekt des Planens und Bauens – und andererseits Subjekte als handelnde und sich ständig wandelnde Akteure. Die Baubotanik knüpft damit an eine lange Tradition des Entwerfens mit lebenden Systemen in der Landschaftsarchitektur an und blickt ihrerseits auf eine lange Geschichte zurück, denn das Formen und Verbinden von Stämmen, Ästen und Wurzeln hat sich der Mensch seit jeher zunutze gemacht.

Dass die Verschmelzung von Bäumen mit technischen Bauteilen nicht nur für innovative Gebäudestrukturen sorgt, sondern vor allem auch gut für das Klima und die Umwelt ist, zeigen zwei Beispiele in Baden-Württemberg vom „Office for Living Architecture“.



oben: Platanenkubus Nagold

Foto: Ferdinand Ludwig

rechts: Wachsende Verbindungen: Einige Holzarten eignen sich zur Konstruktion, werden selbst zum Baukonstrukt oder verschmelzen mit statischen Strukturen.

Foto: Office for Living Architecture





Platanenkubus: Aussichtspunkt und schattiger Rückzugsraum

Bereits 2012 entstand im Rahmen der Landesgartenschau Nagold ein Platanenkubus, der nicht nur als Aussichtspunkt, sondern auch als schattiger Rückzugsraum fungiert. Das Besondere an der Konstruktion: Mithilfe der sogenannten Pflanzenaddition konnte der zehn Meter hohe Kubus als ein vollständig grünes Bauwerk realisiert werden, das von Beginn an das Grünvolumen eines ausgewachsenen Baumes aufwies. Dafür wurden anfangs auf sechs Ebenen Platanen in Pflanzgefäßen angeordnet, die die grünen Wände des nach oben geöffneten Raumes bildeten. Im Inneren wurden auf drei Ebenen über Treppen erreichbare Wartungsstege und Publikumsplattformen errichtet.

Damit sich die Platanen langfristig selbst aus dem Boden versorgen können, wurden die Pflanzen so miteinander verbunden, dass sie zu einem einzigen Organismus verwachsen. Dadurch können die Pflanzgefäße sowie die Bewässerungstechnik im Laufe der Zeit zurückgebaut werden. Unterstützt wird die Konstruktion zunächst von Stahlstützen, die ebenfalls entfernt werden sollen, sobald die Pflanzenstruktur alle auftretenden Lasten aufnehmen kann. So entsteht eine Baumkrone, die den Raum nach oben schließt, während im unteren Bereich die dicker und knorriger werdenden Stämme stärker hervortreten. Der Kubus, der seit 2021 Teil des Gartens einer Kindertagesstätte ist, entwickelt sich heute vital mit kräftigem Dickenwachstum, was sich insbesondere an den Verwachsungen der Stämme und dem Einwachsen der technischen Bauteile ablesen lässt.

„Grünes Zimmer Ludwigsburg“

In Ludwigsburg demonstriert das „Grüne Zimmer“ seit 2014 die Möglichkeiten der Baubotanik im Kontext einer nachhaltigen Stadtentwicklung und Freiraumgestaltung. Das Projekt beruht auf einem eigens entwickelten Baukastensystem, bei dem gesta-

pelte Pflanzgefäße als selbsttragende Gitterkörbe ausgebildet sind. Mit insgesamt 6.000 Pflanzen unterschiedlicher Arten wurden so drei begrünte Wände errichtet, die zusammen mit einem baubotanischen Platanendach das „Grüne Zimmer“ bilden.

Zu den Vorteilen gehört, dass die Kronendächer heute auf dem ansonsten baumlosen Platz Schatten spenden, während die grünen Wände für Artenvielfalt sorgen und durch Verdunstung kühlen. Außerdem verbindet das Bauwerk Baubotanik und Wassermanagement zu einer innovativen grünen Infrastruktur, indem es mit Regenwasser bewässert wird, das auf einer nahe gelegenen Dachfläche gesammelt und in Zisternen zwischengespeichert wird. Im Rahmen des EU-Forschungsprojekts „TURAS – Transitioning towards Urban Resilience and Sustainability“ wurde 2016 die stadtklimatische Wirkung der baubotanischen Struktur erfasst. Im Vergleich zum angrenzenden Rathausplatz hat sich in dem grünen Bauwerk eine wesentlich niedrigere Tagestemperatur eingestellt: So wurden an einem Hitzetag statt 45 Grad Celsius nur 30,4 Grad Celsius Lufttemperatur gemessen.

Widerstandsfähigkeit und Langlebigkeit

Beiden Projekten ist gemeinsam, dass sie Platanen nutzen, die sich durch ihre Verwachsungs- und Widerstandsfähigkeit sowie ihre Langlebigkeit besonders gut eignen. Im Rahmen des Studiengangs „Green Technologies in Landscape Architecture“ an der Technischen Universität München sowie aktuell laufender Forschungs- und Praxisprojekte werden in Versuchsfeldern und Baumschulen weitere Pflanzenarten in Langzeitversuchen getestet sowie weitere Möglichkeiten der Baubotanik entwickelt. Die Anwendungen reichen von Baumfassaden im sozialen Wohnungsbau bis hin zur Schaffung digitaler Planungs- und Prognosewerkzeuge und leisten damit einen wertvollen Beitrag zur Entwicklung ressourcenschonender und lebendiger Architektur. ■



Viele kleine Geschichten machen eine große - Partizipation im Grünen

Die Montag Stiftung Urbane Räume befasst sich in verschiedenen Projekten mit Allmendeflächen, also Flächen, die zum Gemeingut zählen. Die Filmemacherin Verena Maas hat sich 2023 mit diesen Flächen beschäftigt und berichtet für Baukultur NRW über vier besondere Projekte.

Verena Maas

ist Filmemacherin und Mitgründerin der tvist Filmproduktion - Kommunikation für Changemaker. Transformation ist der rote Faden der Filme von tvist, Auftraggeber*innen sind hauptsächlich Städte, Stadtplaner*innen und öffentliche Institutionen, die die Gesellschaft positiv verändern wollen. Im Auftrag der Montag Stiftung Urbane Räume hat Verena Maas mit tvist 2023 die Freiflächenprojekte filmisch begleitet.





oben, mittig: Der Garten der Urbane Nachbarschaft Honsberg gGmbH

© Montag Stiftung Urbane Räume, Foto: Simon Veith

unten: Der BOB Campus in Wuppertal

Foto: Verena Maas, tvist Kommunikation für Changemaker

Eine Straße am Rand von Remscheid, dahinter Schrebergärten, Weitblick, Schieferfassaden. In der Halskestraße gelegen am Lobacher Hang war bis vor Kurzem nicht viel los. Die Siedlung auf dem Honsberg entstand in den 1920er Jahren für Menschen, die ins Bergische Land kamen, um in der Remscheider Industrie zu arbeiten, aber durch deren Niedergang schrumpfte die Bevölkerung Honsbergs fast um die Hälfte.

Aus einem Übergangsort soll nun etwas Neues werden: ein Ort zum Bleiben und der dazu einlädt, ihn mitzugestalten. Mittendrin: ein breiter Wiesenstreifen zwischen den Mietshäusern, genannt „die grüne Mitte“.

Schon bei meinem ersten Drehtag im noch kühlen März 2023 spürte ich die besondere Energie dieses Ortes, dessen Transformation sich noch etwas jungfräulich anfühlte. Im Auftrag der Montag Stiftung Urbane Räume habe ich mehrere Freiflächenprojekte filmisch begleitet.

Ins Grüne schauen in Remscheid

Der Pavillon auf dem Honsberg ist wohl einer der ambitioniertesten kleinen Bauten, denen ich während meiner Dreharbeiten begegnet bin. Er hat Charakter: eine stabile Hütte, die von den Materialien her traditionell, in der Form aber futuristisch ist. Anlass für dessen Entstehung war die Idee, einen Raum zu schaffen für Gemeinschaftsbildung. Gemeinsam mit der Peter Behrens School of Arts der Hochschule Düsseldorf und der Technischen Hochschule Köln wurde er für Studierende zum „Design Build Project“ – Designen und Bauen in einem Prozess. Zu den Aufgaben gehörte beispielsweise das Cradletto-Cradle-Prinzip, zirkuläres Bauen mit gebrauchten Materialien aus der Region unter Zuhilfenahme von lokalem Handwerk – eine Art von Traditionsweiterführung im experimentellen Sinne.

„Eigentlich wurde schon die Baustelle genutzt, damals hieß der Pavillon noch Sonnendeck, weil er noch kein Dach hatte. Erst waren es abends die Jugendlichen, nun verbringen Menschen hier ihre Mittagspause und schauen ins Grüne“, erzählt Andrea Staudt, Gemeinwohlmanagerin von der Urbane Nachbarschaft Honsberg gGmbH.

Text: Verena Maas

Auch der Nachbarschaftsgarten auf der anderen Seite der Halskestraße ist seit diesem Sommer wieder ein Treffpunkt, eine kleine „Mitte“ in Honsberg.

„Ich bin hier mit meinen Eltern 1991 eingezogen, der Garten gehörte damals mit zu dem Mietshaus, und damit verbinde ich sehr schöne Erinnerungen. Es ist schön zu sehen, dass jetzt wieder neues Leben einzieht“, erzählt Alice Tankowski, die auf dem Honsberg lebt und nun den Garten wieder nutzt. Am Drehtag kümmerten sie und ihre Tochter Nadine sich um die Obstbäume und das Lagerfeuer.

Gemeinsam Gärtnern in Wuppertal

Dass Gärtnern verbindet, konnte ich in diesem Jahr auch am BOB Campus in Wuppertal erleben. Auf der Brache des ehemaligen Büniger Textilwerks in Wuppertal Oberbarmen ist seit 2017 neues Leben eingezogen, und seit 2023 gärtnern Nachbar*innen dort gemeinsam. ▶

Der Pavillon hat Charakter: eine stabile Hütte, die von den Materialien her traditionell, in der Form aber futuristisch ist.

„Wir sind Architekten, aber auch Gärtner, und wir arbeiten sehr gerne mit Nachbarschaften. Wir haben zusammen mit dem Team des BOB Campus die Idee entwickelt, dass dieser Park nicht nur von einer professionellen Firma bepflanzt wird, sondern mit Interessierten aus der Nachbarschaft“, sagt Véronique Faucheur vom Berliner Architekturbüro atelier le balto.

Die anspruchsvolle Topografie mit 20 Metern Höhenunterschied und die Belastung von Teilen des Geländes mit Altlasten waren zwei enorme Anforderungen, die das Gelände mit sich brachte. Von der Machbarkeitsstudie 2018 über die Konzeption des Terrassengartens hin zu Beetpatenschaften widmeten sich die Architekt*innen in mehreren Workshopphasen den Wünschen, Ideen und der Neugier der Nachbarschaft.

„Es braucht einen langen und intensiven Prozess. Wenn man diesen Park nicht nur einfach errichtet und sagt, jetzt nutzt ihn mal, sondern mit den Menschen gemeinsam entwickelt und vor allem auch baut, dann gibt es eine ganz andere Verbindung. Und dabei wachsen wir auch zusammen, als Gemeinschaft und Gesellschaft“, sagt Johanna Debik von der Urbane Nachbarschaft BOB gGmbH und Vorständin der Montag Stiftung Urbane Räume.

Der Nachbarschaftspark an der Nordbahntrasse bleibt offenbar seit einiger Zeit mehr von Vandalismus verschont als noch zu Beginn seiner Bebauung – eine wichtige Erkenntnis, die Kommunen und Stadtverwaltungen bestärken und ermutigen dürfte, Gemeinwohl zu fördern und Partizipation zu wagen.

Draußen-Wohnzimmer in Bochum

Auch im Bochumer Imbuschquartier haben die Menschen etwas bewegt, und die Stadt hat etwas gewagt. Unweit des riesigen ehemaligen Förderturms, Symbol und Monument am Deutschen Bergbau-Museum, liegt das Gebäude der heutigen KoFabrik – mitten in der Innenstadt. Daneben befindet sich die Quartiershalle, ihre Nutzung dient heute dem Gemeinwohl. Gegenüber der Halle erstreckt sich der Imbuschplatz.

„Der Platz: ideal! War ja früher nur ‘ne Hundewiese“, erzählt Heidi Krüger, seit vielen Jahren Anwohnerin im Imbusch-

Wem gehört der Ort? Wer macht die Regeln? Und wie werden Entscheidungen getroffen?

quartier. Heidi half beim Aufräumen und ist froh über ihr neues Hochbeet, das sie mit Blumen, Kräutern und Dekofiguren bestückt hat.

Ein schönes Beispiel für gelebte Partizipation und die Umnutzung. Wie der inoffizielle Name „Hundewiese“ schon andeutet, erfreute sich das Wiesenstück am Imbuschplatz zuvor allenfalls beim Gassigehen großer Beliebtheit. Der Platz war ziemlich verwahrlost, bevor die Pionier*innen der KoFabrik ein verlängertes Draußen-Wohnzimmer daraus gemacht haben – mit neuen Sitzgelegenheiten und einer flexiblen Plattform, die sich als Bühne nutzen lässt. Und vor allem: vollkommen frei zugänglich!

Die Stadt zog mit, erlaubte das Vorhaben und unterstützte die Idee der Verkehrsberuhigung, außerdem gestattete sie das Aufstellen des beweglichen Stadtmobiliars.

„Je mehr Leben in die KoFabrik einzog, umso mehr haben wir erkannt, dass die Straße davor nicht nur eine Straße für den Verkehr sein kann, sondern eigentlich eine öffentliche Terrasse für das Gebäude ist. Die Wiese war eine Restgrünfläche zwischen der Straße und dem Stadtring, also das, wo man eigentlich denkt, da will kein Mensch sein“, erzählt Dagmar Stallmann vom Amt für Stadtplanung und Wohnen der Stadt Bochum.



oben: Blick auf den Nachbarschaftspark am BOB Campus in Wuppertal

Foto: Lillith Kreiß

mittig, unten: Der Freiraum vor der KoFabrik in Bochum

Foto mittig: © Urbane Nachbarschaft Imbuschplatz gGmbH

Foto unten: Verena Maas, tvist Kommunikation für Changemaker



Es grünt und lebt in Krefeld

Auch in Krefeld beweist ein Gemeinschaftsprojekt, dass Partizipation eine wesentliche Voraussetzung für eine Demokratisierung des öffentlichen Raums bildet. Wem gehört der Ort? Wer macht die Regeln? Und wie werden Entscheidungen getroffen? Wenn diese Fragen gemeinsam zwischen bestehenden und neuen Bewohner*innen geklärt werden, ist sehr viel geschafft.

„Ich finde, es gibt in dieser Nachbarschaft wenig, was so bezeichnend für Krefeld ist, wie dieser Garten. Wenn man auf gärtnerische Weise Krefeld erleben will, muss man hierhin kommen. Hier ist Krefeld“, sagt Thomas Jansen von der Spielaktion Mobifant in Krefeld. Er arbeitet mit Kindern und Jugendlichen aus dem Quartier. Gemeinsam haben sie nicht nur einen Feigenbaum gerettet, sondern auch Beete bepflanzt sowie Komposter und Permakultur angelegt. Co-Working, Co-Living, Co-Gardening – zwar funktioniert nicht immer alles beim ersten Anlauf, aber es grünt und lebt nun schon seit einigen Jahren im Gemeinschaftsgarten in der Shedhalle der Alten Samtweberei Krefeld. Und nicht nur das, es summt sogar! Nachdem vier Jahre lang der Versuch der Stadtimkerei auf dem Pionierhausdach nicht so richtig funktioniert hatte, zogen die Bienenstöcke dieses Jahr ebenfalls in den Garten der Shedhalle ein. „Dann kam die ganz große Freude für alle Gärtner*innen und Bienenfreund*innen hier, dass dieses Jahr fünf Schwärme aus diesem einen Bienenvolk erwachsen sind! Die Bienen scheinen sich also hier wohlfühlen“, erzählt Stefan Röder, ehrenamtlicher Imker in Krefeld.

Der lange Atem der Bewohner*innen, Gärtner*innen, Jugendlichen und aller Menschen, die ihre Stadt mitgestalten, ist auf jeden Fall immer ansteckend. Großes entsteht im Kleinen, Grünes im Graubraunen – es gibt so viele kleine, gute Geschichten, die es sich zu erzählen lohnt. ■

Allmende

Unter Allmende, einem Rechtsbegriff, versteht man seit dem Mittelalter nutzbare Flächen, die als Gemeinschaftseigentum angesehen werden. Für eine Weide bedeutet dies beispielsweise, dass dort jede*r ihre*seine

Kühe grasen lassen darf. Daneben werden heute häufig die Begriffe Wissensallmende und Creative Commons gebraucht. Gemeint ist damit der Zugang zu und die Verwendung von freier Software, Bildmaterial oder Texten.

Von der (cis-)männlichen Stadt zu einer Stadt für alle

Text: Annika Stremmer

Was haben Stadtplanung und Architektur mit den Themen Gender und Gerechtigkeit zu tun? – Eine ganze Menge. Denn unsere gebaute Umwelt war und ist noch immer weiß, (cis-)männlich geprägt. Das heißt, sie wurde primär von Männern geplant, ihre Konzepte orientieren sich vorrangig an männlichen Bedürfnissen und Anforderungen an den urbanen Raum. Versteht man Stadt als Abbild der Gesellschaft, ist dies ein Beispiel dafür, inwiefern auch Städte von gesellschaftlichen Machtverhältnissen und Ungleichheiten durchzogen sind

und nicht für alle Bewohner*innen die gleichen Möglichkeiten bieten.

Gerechtigkeit für alle Geschlechter Ansätze der feministischen und geschlechtssensiblen Stadtplanung brechen die vorherrschende männliche Sichtweise auf, indem sie die diversen und alltäglichen Lebensrealitäten und Bedürfnisse aller Menschen gleichberechtigt anerkennen und zum Mittelpunkt planerischer Entscheidungen machen. Vor allem werden Bedürfnisse von Personen und sozialen Gruppen berücksichtigt, die in Planungsprozessen

meist unterrepräsentiert oder unsichtbar sind: Frauen* bzw. FLINTA*, Kinder, rassifizierte Menschen/BIPoC, queere Menschen und Menschen mit Beeinträchtigungen. Auch wenn sich die Situation in den Entscheidungsstrukturen seit einigen Jahren langsam verändert und sowohl Planungs- und Architekturbüros als auch Verwaltungsgremien diverser besetzt sind, bleibt auf dem Weg zu einer gerechten Stadt für alle noch eine Menge zu tun.

Schauen wir uns unsere Städte an: breite Straßen, verstopft mit Autos, Verkehrschaos. Auf schmalen Gehwegen konkurrieren Menschen zu Fuß, mit dem Rad, mit Rollstühlen und Kinderwagen um den verbliebenen Platz. Die zentrale Ausrichtung unserer Städte ist kein Zufall, sie beruht vielmehr auf Profitinteressen sowie ebenjener weiß, (cis-)männlich dominierten Planungspraxis, die sich beispielsweise an dem vorrangigen Mobilitätsverhalten von Männern orientiert. Dies rührt auch aus gesellschaftlich tradierten, aber immer noch zu großen Teilen gültigen Rollenverständnissen von Männern und Frauen* und der klaren Aufteilung von Lohn- und Sorgearbeit, die wiederum bestimmten Räumen – öffentlichen und privaten – zugeordnet werden. Ist man beispielsweise in der Stadt unterwegs und sucht nach einem öffentlichen Wickelraum für sein Kind, wird man meist, wenn überhaupt, auf einer Toilette für Frauen* fündig. Dies verdeutlicht, wie die Gestaltung des öffentlichen Raumes einerseits aktiv zur Stabilisierung von Rollenzuschreibungen und Geschlechterungerechtigkeit beiträgt, andererseits Sorgearbeit ins Unsichtbare, in den privaten Raum verdrängt.

Weichensteller Stadtplanung

Die Gestaltung des urbanen Raumes sollte uns alle bei der Bewältigung jeger

Das Projekt „Neue Nähen – Superblocks Leipzig“ setzt sich für eine Stadt für alle ein.
www.superblocks-leipzig.de

Foto: Kollektiv Plus X



FLINTA*

ist eine Abkürzung und steht für Frauen, Lesben, intergeschlechtliche, nicht-binäre, trans und agender Personen.

Der angehängte Asterisk dient dabei als Platzhalter, um alle nicht-binären Geschlechtsidentitäten einzubeziehen.

licher alltäglichen Aktivitäten unterstützen sowie als Begegnungs- und Aufenthaltsort dienen. Konkrete Ansätze aus der Praxis, wie dies gelingen kann, gibt es bereits zuhauf und auf allen Ebenen: Die Stadt Wien zum Beispiel hat das „Gender Mainstreaming“ fest in Planungsprozesse implementiert und im Viertel der Seestadt Aspern mit weitläufigen Grünflächen und guter ÖPNV-Anbindung erfolgreich umgesetzt. In Barcelona führte das feministische Planungskollektiv Col·lectiu Punt 6 im Rahmen von Umgestaltungsjahren (z. B. in den Arealen um die Avinguda Meridiana oder die Markthalle Sant Antoni) Beteiligungsaktionen und Erkundungsspaziergänge mit Nachbar*innen durch, um deren Bedürfnisse und Wünsche einzubeziehen.

Das Thema Stadt und Gender zeigt einmal mehr, wie sehr unsere gebaute Umwelt auch als Werkzeug für gesellschaftlichen Wandel genutzt werden kann. Jede*r von uns kann in ihrem*seinem Umfeld – ob privat oder öffentlich – zu einer gerechteren Gestaltung von Stadt beitragen: indem wir Ungleichheiten thematisieren, Rollenzuschreibungen aufbrechen, Teilhabe aktiv einfordern oder mit kleinen Aktionen den urbanen Raum zurückerobern und nach unseren Bedürfnissen gestalten. Insbesondere Architekt*innen, Planer*innen und Verwaltungen können dafür wichtige Weichen stellen und den Rahmen schaffen, um Veränderung und Teilhabe maßgeblich zu fördern und somit auch den gleichberechtigten Zugang zu und Nutzen von Stadt zu ermöglichen. ■

Städte für mehr als nur Menschen?

Text: Juliane von Hagen

Obwohl die Menschheit über Jahrtausende Erfahrungen in der Entwicklung von Städten hat, treten immer wieder neue Herausforderungen auf. Derzeit regen die Veränderungen des Klimas die planenden und gestaltenden Disziplinen zu neuen Diskussionen über die Gestaltung von Städten an. Auch das Anliegen, Biodiversität zu erhalten und zu stärken, also dem rasanten Rückgang von Tier- und Pflanzenarten entgegenzuwirken, beeinflusst viele urbane Projekte. Obwohl damit der Blick über die direkten Bedürfnisse von Menschen bereits hinausgeht, bleibt einigen Urbanist*innen die Perspektive zu singulär.

Beispielsweise kritisieren die Kurator*innen des niederländischen Beitrags zur Architekturbiennale in Venedig 2021 die bisher verbreitete menschenzentrierte Sicht auf die Stadt. Sie bezeichneten sie als zu wenig inklusiv und forderten einen Urbanismus, in dem die Belange aller Spezies Beachtung fänden. Dazu zählt zunächst die große Vielfalt an Menschen; seien sie weiblich, eingeboren, farbig, queer, divers etc. Ihr Ansatz geht aber noch weiter, denn sie schlugen vor, das Pronomen ‚wir‘ viel umfassender als bisher zu begreifen und „more than humans“ miteinzubeziehen. Das bringt sie dann dazu, Städte als komplexe Ökosysteme zu setzen, zu verstehen und zu gestalten, in denen eine Vielzahl von Lebensformen koexistieren kann.

Pluralität und Abhängigkeit

Dieser Perspektivwechsel, also die Wahrnehmung der Bedürfnisse auch nicht menschlicher Arten, wird als „Multispecies Urbanism“ bezeichnet. Der Terminus geht auf die niederländische Forscherin und Künstlerin Debra Solomon zurück, die die Beachtung der gegenseitigen Abhängigkeiten von menschlichen und nicht menschlichen Wesen als Voraussetzung für eine gerechte Stadtentwicklung sieht. „Multispecies Urbanism“ zielt darauf ab, Städte zu schaffen, die nicht nur für Menschen nachhaltig sind, sondern auch die biologische Vielfalt und die ökologische Gesundheit fördern, was wiederum allen zugutekommt. In ihrem Ansatz „erhalten alle Einwohner*innen der natürlichen Sphäre eine Stimme, und Menschen werden zu Teilnehmer*innen dieser artenreichen Gemeinschaften“, erklärte Debra Solomon 2020 in ihrem Aufsatz „Multispecies Urbanism: Introduction“.

Die Architektin Afaina de Jong hingegen, die genau wie Debra Solomon Inhalte zur Biennale 2021 beisteuerte, spricht von der „Multiplicity of Others“, also der Vielfalt der anderen. Sie sieht das räumliche Wissen der überwältigenden Mehrheit anderer als Ausgangspunkt dafür, die aktuelle, einseitige Sicht auf Städte und das Gegenüberstellen von Stadt und Natur zu ersetzen. Beide, die Architektin Afaina de Jong und die Künstlerin Debra Solomon, formulierten auf der Biennale ein leidenschaftliches Plädoyer ▶



**Urbanisierung im Tierreich.
Ein Fuchs mit seinem Einkauf**

Foto: IMAGO/Reporters

gegen Monokultur und Homogenität. Aus ihrer Sicht sind Vielstimmigkeit und Pluralität Voraussetzungen für gerechte und nachhaltige Gesellschaften und Städte.

Verlust von Biodiversität umkehren

Der von Debra Solomon beschriebene Ansatz „Multispecies Urbanism“ soll dazu beitragen, die Folgen der Klimakrise und deren krankmachende Auswirkungen auf alle Lebewesen abzumildern. Er sieht zum Beispiel vor, durch „hochwertige urbane Naturen“, wie Debra Solomon sie bezeichnet, Hitzeinseln in Städten zu minimieren, den Verlust von Biodiversität umzukehren und Treibhausgase zu binden. Diese urbanen Naturen fangen CO₂ sowie Regenwasser auf und erhöhen die Artenvielfalt, indem sie Habitat und

Nahrung für alle Lebewesen bieten, einschließlich der Menschen.

Der amerikanische Forscher Kartik Chugh richtet seinen Blick auf Tiere und die vielfältige Art und Weise, wie die Sphären von Menschen und Tieren miteinander verflochten sind. In der menschenzentrierten Gestaltung von Städten und deren Infrastrukturen fänden sie oft keinen Platz, schreibt er. Nicht nur, dass Tiere durch neue Bauten verdrängt oder eliminiert werden. In vielen Fällen stellen Gebäude, deren Oberflächen und Beschaffenheit sowie urbane Infrastrukturen dauerhafte Gefahren dar. Bei entsprechender Gestaltung und Ausführung können sie hingegen Lebensraum für verschiedene Arten von Lebewesen sein. Wie es praktisch gelingen kann, umweltgerechte und demokratische urbane Gefüge für alle Lebewesen zu schaffen, bleibt zu diskutieren. So ungewöhnlich und komplex dieser umfassendere Blick auf Städte sein mag, er wird hoffentlich noch einige lebendige Diskussionen anregen. ■

Komplexe Ökosysteme

Die Biennale 2021 in Venedig ging der Frage nach, wie wir in Zukunft zusammenleben werden. Darauf reagierten die Kurator*innen des niederländischen Beitrags mit der Gegenfrage: Wer sind ‚wir‘? Damit regten sie einen weniger menschenzentrierten Blick auf die Stadt an und forderten eine inklusive Planung, die die Belange aller Spezies bedenkt. Mit der Wahrnehmung von „more than humans“ plädierten sie dafür, Städte als komplexe Ökosysteme zu verstehen, in denen eine Vielzahl von Lebensformen koexistiert.

Mehr über das Thema erfahren Sie in einer spannenden Podcastfolge von Raumcast, eine Podcastserie zu öffentlichen Räumen, die zusammen mit Studierenden der TU Berlin produziert wurde.



Episode 27: Multispecies Urbanism - Die unbemerkten Bewohner der Stadt

Allheilmittel Garten?

Text: Elisabeth Haefs

An Gemeinschaftsgärten hängen unzählige Hoffnungen. Wie in einem Mikrokosmos wird dort die grüne Stadt der Zukunft geprobt und erträumt. Und abseits dieser utopischen Vorstellung – in Zeiten von Krieg, Inflation und Krisen – wollen viele Menschen gärtnern, um sich „geerdet“ zu fühlen. Dabei steht vor allem die Gemeinschaft im Vordergrund. Denn sonst könnte man sich ja auch eine Parzelle im Kleingarten mieten, möchte man denken.

Der Ursprung dieser Gemeinschaftsgärten liegt in den USA, wo die sogenannten „Community Gardens“ besonders ab den 1970er Jahren meist aktivistisch verbreitet wurden. In verschiedenen Formen existieren solche Gärten aber schon deutlich länger. In Deutschland ist gemeinschaftliches Gärtnern durchaus beliebt, aber längst nicht so verbreitet wie in den USA. Kein Wunder, denn es gibt eine europäische Tradition, die parallel zu dieser vermeintlich neuen Idee existiert und dem Gemeinschaftsgarten manchmal den Rang ablauft: unsere Schreber- und Kleingärten, die schon seit mehr als 100 Jahren viele Stadtbilder prägen. Der zentrale Unterschied ist hier aber die Gemeinschaft: Auch wenn es bei Kleingärten selbstverständlich ebenfalls ein Miteinander gibt – sei es mit den Nachbar*innen oder über den Verein –, so ist zumindest die

physische Gemeinschaft im Gemeinschaftsgarten greifbarer, weil meist mehr Menschen auf kleinerem Raum vereint agieren.

Keine „automatische“ Gemeinschaft

Bei Gemeinschaftsgärten sind zwei Formen zu unterscheiden: Es gibt die „Bottom-up“-Initiativen, die direkt auf zivilgesellschaftlichem Engagement beruhen, und die städtisch unterstützten Gärten. Zudem sind Differenzierungen im Aufbau dieser Gartengruppen auszumachen: Gemeinsam betriebene Beete wechseln sich mit privaten Beetgärten ab. Manche Gärten sind offen zugänglich, andere hingegen umzäunt und geschlossen. Geschlossene Gärten wirken sich auf andere Weise auf die Gemeinschaftsbildung aus als zugängliche Gärten. So sind sie abhängig von Personen und Öffnungszeiten, nur selten für die Öffentlichkeit und Nachbarschaft begehbar und können unsichtbar bleiben.

Deshalb können deutsche und amerikanische Gemeinschaftsgärten durchaus unterschiedliche soziale Qualitäten abbilden. Allerdings entsteht nicht „automatisch“ eine Gemeinschaft, auch wenn das gerne mal so propagiert wird – sei es durch Gärtner*innen oder durch die Umweltämter der Kommunen. Es reicht nicht, sich auf das gefällige Narrativ des Gartens als Allheilmittel für soziale und ökologische Probleme zu verlassen. Zusätzlich braucht es Zeit, engagierte Leute und – besonders im Rahmen der kommunalen Organisation – finanzielle sowie organisatorisch klare Zuständigkeiten und Unterstützungen. Wenn Stadt und Anwohner*innen also Zeit und Ressourcen aufbringen können und wenn der Garten nicht nur als „grünes“ Aushängeschild fungiert, dann kann ein Gemeinschaftsgarten den sozialen Zusammenhalt im Viertel verbessern. Das führt dazu, dass man sich auch außerhalb der eigenen vier Wände zu Hause fühlt und die Umgebung besser kennenlernt. So kann der Garten in der Stadt langfristig wachsen zusammen mit dem nachbarschaftlichen Gemeinschaftsgefühl. ■

Ein Ort für das Miteinander
im Grünen: Gemeinschaftsgarten
in Essen

Foto: Mike Henning



Eine Region als Schwamm

An der Baugrube in Herne-Eickel stehen große Boxen mit einer Gitterstruktur, für Laien sehen sie aus wie überdimensionierte Bierkästen. Später werden diese Boxen in der Erde unter dem Pflaster versenkt. Sie haben eine wichtige Aufgabe: Wie ein Schwamm werden sie unter dem rund 2.000 Quadratmeter großen Parkplatz am Sportpark in Eickel in der Nähe von Sporthalle, Stadion, Schulen und Wohnhäusern Regenwasser speichern. Diese „Bierkästen“ sind sogenannte Rigolen, also unterirdische Wasserspeicher.

Damit hat sich die Stadt Herne bewusst dazu entschieden, eine ehemals versiegelte Fläche klimagerecht umzugestalten. Denn was extreme Wetterereignisse angeht, war das Gelände mit Gefälle ein problematischer Ort: Bei Hitze heizte sich der Asphalt auf, bei heftigem Niederschlag rauschte das Wasser an der Oberfläche zu den Gebäuden und überflutete die Straße. Eine Überlastung der Kanalisation durch Starkregen sowie daraus folgende Überschwemmungen sind nach dem Umbau zum „Klimaparkplatz“ zwar nicht ausgeschlossen, aber deutlich weniger wahrscheinlich. An der Parkplatzoberfläche wurden Gittersteine verlegt, durch die das Regenwasser versickern kann, offene Rinnen leiten das Wasser zu den Bäumen und in die Rigolen, von dort versorgt es die Wurzeln der Bäume oder läuft ins Grundwasser ab.

Städtebauliches Prinzip

Der „Klimaparkplatz“ in Herne ist ein weiteres Beispiel von mittlerweile vielen im Ruhrgebiet, die das städtebauliche Prinzip einer Schwammstadt aufnehmen. In ihrem Erscheinungsbild eher unscheinbar fallen diese Flächen nicht so ins Auge – wenn es sich nicht gerade um Fassadenbegrünungen handelt, sondern um eine Mulde, wasserdurchlässiges Pflaster oder speicherfähige Baumrigolen.

Der gemeinsame Ansatz der Städte ist, das Regenwasser nicht mehr mit häuslichem Schmutzwasser zu vermischen und in die Kanalisation und weiter zur Kläranlage abzuleiten. Bauliche Maßnahmen können dafür sorgen, dass Regenwasser vor Ort gespeichert wird und für Pflanzen, Bewässerung und städtische Wasserflächen genutzt werden kann. Ein weiterer Ef-

fekt ist, dass es ins Grundwasser versickern sowie bei Hitze verdunsten und damit die Umgebung kühlen kann oder auch direkt in Gewässer abfließt.

Mehr Wasser, mehr Grün

Regenwasser als wichtige Ressource sollte nicht mehr in der Abwasserbehandlung landen und unnötig (kosten-)aufwendig gereinigt werden, sondern den natürlichen Wasserkreislauf gerade in den Städten stärken. Das hat zudem positive Auswirkungen auf das Mikroklima in den stark versiegelten Städten, zum Beispiel in der Emscher-Region im Ruhrgebiet. Folgen der längst spürbaren Klimakrise, wie Hitzesommer, Dürre oder Starkregen, können durch Schwammstadt-Maßnahmen räumlich abgefedert werden. Mehr Wasser(-flächen) in der Stadt, mehr Grün: Das bedeutet mehr Lebens- und Aufenthaltsqualität für die Menschen in den Innenstädten und Wohnquartieren.

Dass Herne einen Parkplatz klimaangepasst umbaut, ist kein Zufall. Die Stadt ist Teil der regionalen Zukunftsinitiative Klima.Werk wie die anderen 15 Emscher-Kommunen und Dorsten. „Wir müssen handeln, auf die sich häufenden Extremwetterereignisse reagieren und die Infrastrukturen anpassen“, sagt Prof. Dr. Uli Paetzel, Vorstandsvorsitzender von Emschergenossenschaft und Lippeverband. „Unser Ansatz war und ist es, Wasserwirtschaft und Stadt- und Regionalplanung zusammenzudenken und die Maßnahmen gemeinsam voranzutreiben.“

Um die Anpassungsstrategie umzusetzen und Gelder bereitzustellen, haben sich die Emschergenossenschaft, Kommunen und das Land NRW bereits 2005 auf die „Zukunftsvereinbarung Regenwasser“ verständigt. 2014 haben sie die Zukunftsinitiative „Wasser in der Stadt von morgen“ gegründet, die heute die Zukunftsinitiative Klima.Werk ist. Das Netzwerk sorgt dafür, dass alle Verantwortlichen im dicht besiedelten und ebenso stark versiegelten Ballungsraum Emscher-Region an einem Strang ziehen – stadt- und fachbereichsübergreifend.

Interdisziplinäre und regionale Zusammenarbeit

„Alle an einen Tisch zu holen und integral und agil zusammenzuarbeiten, ist nicht selbstverständlich“,

sagt Andreas Giga, Leiter der Serviceorganisation der Zukunftsinitiative Klima.Werk. „Unser Ansatz im Ruhrgebiet ist in diesem Umfang einzigartig und das Erfolgsrezept für einen regionalen Umbau zur Schwammstadt.“

Alle, das sind Stadt- und Raumplaner*innen, Tiefbauer*innen, Hydrolog*innen, Verkehrsplaner*innen, Vertreter*innen aus den Umweltämtern und von den Entwässerungsbetrieben aller Kommunen. Wenn sie frühzeitig und kooperativ zusammenarbeiten, erreichen sie mehrere Ziele: Sie werben für das Thema innerhalb der Verwaltungen und Institutionen und lenken in der Öffentlichkeit die Aufmerksamkeit darauf, sie tauschen Wissen aus und überwinden durch gemeinsame Anstrengung die Hürden bei der Umsetzung der Projekte.

Auf diese Weise wurde schon viel erreicht: Kommunale Infrastrukturen wurden und werden umgebaut, und das Leitbild der Zukunftsinitiative, die „Klimaresiliente Region mit internationaler Strahlkraft“ (KRiS), ist mit gemeinsamer Anstrengung durch das Land Nordrhein-Westfalen zu einem Förderprogramm geworden, über das bis zum Jahr 2030 rund 250 Millionen Euro für den

Der unterirdische Wasserspeicher aus „Bierkästen“ am Klimaparkplatz in Herne-Eickel

Foto: © Rupert Oberhäuser, EGLV



Schwammstadt-Umbau im gesamten Raum der Metropole Ruhr zur Verfügung stehen.

Die Projekte sind vielfältig wie die Region

Begrünte Fassaden am Parkhaus des Hauptbahnhofs Bottrop, an der Schalker Meile in Gelsenkirchen oder an Wohnhäusern in Essen. Gründächer, die Regenwasser speichern, auf Verwaltungsgebäuden in Oberhausen. Versickerungsmulden und entsiegelte Flächen auf Schulhöfen in Dortmund. Baumrigolen in Bochum. Offene Rinnen für das Ableiten von Niederschlag in einem Wohnviertel in Holzwickede. Von der Kanalisation abgekoppelte Dachflächen an einer Kirche in Gelsenkirchen. Ein Miniwald in Essen. Beispiele für Schwammstadt-Maßnahmen gibt es bereits viele.

Kooperationen zwischen den Städten

Damit die Zusammenarbeit über die Rathaus-Grenzen hinweg gelingt, wurden eigene Formate und Arbeitsweisen entwickelt: In den einzelnen Städten gibt es Stadtkoordinator*innen, die in ihren Verwaltungen als Ansprechpartner*innen für das Thema fungieren. Sie treffen sich einmal im Monat zu konkreten Themen, zum Beispiel zur Hitzeaktionsplanung, zu Starkregen oder zur Konstruktion von Baumrigolen.

Was in den stadtübergreifenden Teams erarbeitet wird, steht als Ergebnis allen im gesamten Netzwerk zur Verfügung. Einmal im Jahr findet zusätzlich jeweils in einer anderen Kommune das sogenannte Expertenforum statt: eine Fachtagung für die Expert*innen aus den Fachämtern, bei der es um den Wissensaustausch, ums Netzwerken und um die gemeinsame Arbeit an konkreten Projekten geht. Ganz nach dem Motto: „Wie hast du es in deiner Stadt umgesetzt, was kann ich davon lernen?“ Als Hilfsmittel für die städteübergreifende Zusammenarbeit dient auch eine digitale Plattform.

Ziele müssen gesetzt werden

Aber das alles reicht längst nicht aus, vieles muss noch getan werden – und das können Kommunen und Verbände der Wasserwirtschaft nicht allein leisten. Die Wohnungswirtschaft und Unternehmen mit ihren Flächen und Immobilien müssen mitmachen genauso wie Bürger*innen. Dafür stehen unterschiedliche Förderungen zur Verfügung, für den privaten Bereich zum Beispiel das „10.000 Grüne Dächer“-Programm.

Damit die Hitzesommer nicht mehr so belastend für die Gesundheit sind und Starkregen für die Menschen in der Region nicht mehr so gefährlich, müssen viele weitere Klimaquartiere in den kommenden Jahren in der Region entstehen. ■

Freund oder Feind? Natur und Technik in der Stadt



Text und Illustration:
Nadina Galle

Das Konzept „Smart City“ hat seit Mitte der 2000er Jahre vermehrt die Aufmerksamkeit von Stadtplaner*innen auf sich gezogen. Auch wenn Technik unseren Stadtvierteln zugutekommt, dürfen wir nicht vergessen, dass Städte auf dem Rücken der Natur gebaut werden und damit eigene Ökosysteme hervorbringen, die mit der Umwelt interagieren.

Um eine wirklich „intelligente Stadt“ zu schaffen, müssen wir dem Wohlergehen unserer Umwelt und damit auch uns selbst Priorität einräumen. Dies erfordert, dass wir uns mit den schädlichen Trends der modernen Entwicklung auseinandersetzen, die zur Zerstörung von Lebensräumen, zur Luftverschmutzung und zur raschen Abholzung von Wäldern geführt haben. Vor allem aber müssen wir unser Selbstverständnis ändern: Wir agieren nicht separat, sondern sind ein integraler Teil der Natur.

2017 begab ich mich auf eine Reise, um herauszufinden, wie Technik uns helfen kann, die Verbindung zwischen dem Leben in der Stadt und der natürlichen Welt zu verstehen. Dabei lernte ich Visionär*innen auf der ganzen Welt kennen, die neue Techniken nutzen, um blühende Gemeinschaften zu schaffen, die mit unserer Umwelt koexistieren. Ich nenne ihre Suche das „Internet of Nature“ (IoN).

Maler*innen und Dokumentarfilmer*innen konzentrieren sich oft darauf, die Großartigkeit der Natur einzufangen, vernachlässigen aber die kleinere, verborgene Schönheit in unseren Städten. Stille Parks inmitten von Wolkenkratzern oder Bäche, die sich unter Bahngleisen verstecken, können ebenso faszinieren wie weite Landschaften. Diese übersehenen Kleinode sorgen in einer trubeligen Stadt für Ruhe und erinnern uns daran, dass auch kleine Grünflächen großes Potenzial haben.





Wir agieren nicht separat, sondern sind ein integraler Teil der Natur.

Während Technologie oft als schädlich für unseren Planeten kritisiert wird, will das IoN Technik nutzen, um unsere wertvollen natürlichen Ressourcen zu erhalten und wiederherzustellen – insbesondere in den Städten. Während die Weltbevölkerung wächst und sich die mittlere Einkommensschicht ausweitet, steht die Natur vor einer Herausforderung: Die rasche Verstädterung, die damit einhergeht, belastet die natürliche Welt.

Seit Jahren stelle ich die Vorstellung infrage, dass Natur und Technik Feinde sind. Anstatt sie gegeneinander auszuspielen, glaube ich, dass sie harmonisch koexistieren können. Um die Ökosysteme wiederzubeleben, müssen wir diese

Kräfte vereinen. Ich möchte hier vier Projekte vorstellen, die genau das erreichen.

Die unsichtbare Welt im Boden

In „Smart Cities“ sind Sensoren allgegenwärtig – das IoN bildet da keine Ausnahme. Stellen Sie sich vor, Sie stehen vor einer blassen, kahlen Eiche. Wie würden Sie ihren Gesundheitszustand beurteilen? Während sich die meisten Menschen auf die Baumkrone konzentrieren, ist jedoch ein Blick in den Boden von größter Bedeutung. Der Boden, in dem es von Nährstoffen und lebenswichtigen Organismen nur so wimmelt, sollte, ist das Fundament für einen robusten Baum. Die Vernachlässigung des

Wurzelsystems kann sein Wachstum behindern. Für Bäume ist der Boden unentbehrlich, denn er bietet Stabilität, Nahrung und Wasserzufuhr. So wie Landwirt*innen der Bodengesundheit Priorität einräumen, sollten auch wir dies bei Stadtbäumen tun.

Um die Gesundheit des Bodens zu verstehen, sind Bodensensoren unerlässlich. Sie messen Feuchtigkeit, pH-Wert, Temperatur, Salz- sowie Sauerstoffgehalt und liefern so wertvolle Erkenntnisse über Nährstoffgehalt, Schadstoffe und potenzielle Verunreinigungen – eine Art Frühwarnsystem. In Städten, in denen im Winter Streusalz ausgebracht wird, warnen die Sensoren beispielsweise Baumpfleger*innen vor einem steigenden Salzgehalt im Boden und verhindern so irreparable Schäden an den Bäumen. Um die Bewässerung von Bäumen zu optimieren, lassen sich ebenfalls Sensoren einsetzen, sodass die Wurzeln ausreichend Wasser erhalten, ohne sie durch übermäßige Bewässerung zu ersticken. ▶

Die Daten verbessern das Baummanagement für Baumpfleger*innen, städtische Förster*innen und Gemeinden, machen aber auch das verborgene Leben der Bäume sichtbar. Twitternde Bäume wie @bowiethebirch und @awitnesstree übersetzen Daten automatisch in lustige Tweets. Indem sie das Wachstum und die Herausforderungen der Bäume kommunizieren, erfahren die Bürger*innen, wie wichtig ein gesunder Boden ist.

Die Maximierung der Baumkronen

Die Förderung junger Bäume ist entscheidend. Einer meiner Mentoren, der renommierte Baumbiologe Dr. Andrew Hirons, lehrte mich eine wichtige Lektion: Es geht nicht darum, wie viele Bäume wir heute pflanzen, sondern darum, wie viele in 50 Jahren noch stehen werden. Die älteren, größeren Bäume spenden uns mehr Schatten, filtern mehr Luft, bieten mehr Lebensraum für Wildtiere und erhöhen den Wert unserer Häuser.

Auch die menschliche Gesundheit wird vergleichsweise stärker beeinflusst. Eine aktuelle Studie der Universität Leuven kam zu dem Schluss, dass ein größeres Kronenvolumen mit einem geringeren Medikamentenverbrauch

verbunden ist. Noch überraschender ist, dass sich ein größeres Kronenvolumen bei weniger Stämmen vorteilhafter auf die kardiovaskuläre und psychische Gesundheit auswirkt als ein ähnliches Kronenvolumen bei mehr Stämmen. Einfach ausgedrückt: Eine Straße mit weniger Bäumen, aber größeren Kronen ist besser für Ihre Gesundheit.

Stellen Sie sich eine Gemeinde vor, in der städtische Forstwirtschaftsprogramme dem Wachstum älterer und größerer Bäume durch Maximierung ihres Kronenvolumens Vorrang einräumen. Wie würde dies die Landschaft verändern? Und wie können wir das Wachstum des Kronenvolumens effektiv messen und fördern?

Ein niederländisches Unternehmen namens Treetracker verwendet LiDAR-Sensoren (Light Detection and Ranging) auf Autos (oder Rucksäcken, wenn man zu Fuß unterwegs ist), um die Umgebung zu kartieren. Nach der Erhebung bleibt ein Datensatz mit dem Standort, dem Stammdurchmesser, der Höhe und dem Kronenvolumen jedes Baumes übrig. Mit diesen Daten ist es möglich, das Volumen der Baumkronen zu maximieren.

Der wilde Herzschlag im Betondschungel

Wie ermutigen wir die Menschen, nach draußen zu gehen und die Natur in der Stadt zu genießen? Hier erweist sich die Technologie einmal mehr als vielversprechende Verbündete. Ein Beispiel dafür ist die City Nature Challenge (CNC). Seit 2016 hat sich die CNC zu einem weltweiten Phänomen entwickelt, das die Stadtbevölkerung motiviert, die lokale Tierwelt zu dokumentieren. Die meisten Menschen nutzen die iNaturalist-App zum Fotografieren und Aufzeichnen, um ihre Beobachtungen zu erfassen. Die App hilft bei der Identifizierung von Arten, und es gibt eine Community von Nutzer*innen, einschließlich Expert*innen, die ebenfalls dabei unterstützen.

Die iNaturalist-App ist sehr bedienungsfreundlich und animiert auch Kinder zum Mitmachen. Entgegen der



Data Mining in sozialen Medien



Mehr zum Thema



Bowie, die Birke auf Twitter



Das Harvard Forest Witness Tree Projekt



Die City Nature Challenge



Der Treetracker



Die iNaturalist-App



Seit Jahren stelle ich die Vorstellung infrage, dass Natur und Technik Feinde sind.

Auffassung, dass Technik Kinder im Haus hält, kann sie die Erkundung der Natur und die Wertschätzung für die Natur fördern.

Ein anderes Beispiel ist World Safari, ein mobiles Augmented-Reality-Spiel. Dessen Designerin, Stine Kondrup, ist der Meinung, dass wir unsere Nutzung von Smartphones nicht nur auf das Lernen über die Natur beschränken sollten. Sie sieht darin ein Werkzeug, um die Geheimnisse der Natur zu entdecken. Wie Pokémon GO aus dem Jahr 2016 nutzt World Safari eine immersive und ortsspezifische Technik. Anstatt nach mythischen Pokémon in Ihrer Nachbarschaft zu suchen, erforschen Sie über Ihr Smartphone echte Tiere in ihren Lebensräumen.

„Es hilft den Menschen zu sehen, dass die Natur überall um sie herum ist“, sagt Stine Kondrup. Viele von uns unterschätzen die Natur in den Städten. Wir neigen dazu, nur an große Wälder und unberührte Wildnis als „echte Natur“ zu denken. Aber in Wirklichkeit ist sie überall, sogar in Städten. Die Bäume an unseren Straßen, die Parks und die Vögel, die über uns fliegen, sind alle Teil des städtischen Ökosystems. Auch wenn diese natürlichen Elemente von Menschenhand berührt werden, bleiben sie an den Rhythmus der Natur gebunden. Die neuen Techniken offenbaren den Dialog zwischen dem Stadtleben und der ungezähmten Natur. ■

MIT KUNST UND KULTUR WIRKEN

Die Kraft der Imagination



Der „SuperTree“ von „ecoLogicStudio“ war Teil der Ausstellung „Between the Trees“ im Museum für Angewandte Kunst Köln (MAKK).

Künstler*innen und Designer*innen haben die Gabe, dem Denken eine neue Richtung zu geben, Visionen einer anderen Welt zu skizzieren, Ideen in etwas Fassbares zu verwandeln und unsere Vorstellungen zu materialisieren. Dieses Potenzial gilt es zu nutzen, um drängende, zum Teil immer noch abstrakte Fragen der Nachhaltigkeit sowie des Klima- und Naturschutzes an ein großes Publikum zu vermitteln.

Der Baum, stellvertretend für den Reichtum der Natur, schafft einen sinnlich und gestalterisch erleb- baren Zugang zu urbanem Grün und Nachhaltigkeit. Dabei ist es gleichermaßen interessant, die Faszination für biologische Prozesse, die künstlerische Inspiration durch die Natur sowie ökologische und kulturelle Perspektiven auf den Klimawandel und seine Folgen für die Natur und uns Menschen zu thematisieren.

Im Frühjahr 2023 hat der ökoRAUSCH Think Tank auf Einladung des Museums für Angewandte Kunst Köln (MAKK) eine Ausstellung kuratiert. In deren Mittelpunkt stand das urbane Grün, symbolisiert durch den Baum in der Stadt. „Between The Trees. Urbanes Grün – Kunst – Design“ forderte dazu auf, unsere Position im Mensch-Natur-Gefüge zu reflektieren und selbstkritisch zu hinterfragen: Ist es nicht an der Zeit, unsere Um-Welt wieder als gleichwertige Partnerin anzuerkennen? Statt Bäume und Pflanzen nur als Objekte wahrzunehmen, sollten wir sie als Subjekte mit eigenen Rechten und Bedürfnissen begreifen – auch in der Stadt. Vielleicht ganz besonders in der Stadt!

Nicht zuletzt gelingt es dem Medium Ausstellung, gestalterische Prozesse philosophischen Überlegungen gegenüberzustellen. Aber auch Installationen im öffentlichen Raum eignen sich hervorragend dazu, Menschen anzusprechen, die womöglich kein Museum besuchen würden.

Sauerstoff, Kühlung, Reinigung

Bei der Installation „Wertewandel – Was ein Baum für uns leistet“ im Außenbereich des MAKK wurden überdimensionierte Preisschilder in die Äste der Bäume gehängt, und Tafeln am Stamm informierten die Passant*innen über die Leistungen des Baumes.

Auch bei dieser Arbeit steht der Baum stellvertretend für alles lebendige Grün in der Stadt und als Symbol für die fulminante Bedeutung für unser Wohlbefinden – und nicht nur dafür: für unser Überleben! Denn der Baum liefert uns nichts weniger als Sauerstoff zum Atmen, nimmt eine zentrale Funktion bei der Kühlung

des Stadtraums, der Luftreinigung sowie der Verbesserung unserer mentalen und physischen Gesundheit ein. Die Passant*innen waren eingeladen, den Blick zu heben, nach oben in die ausladenden Kronen der alten Bäume zu blicken, innezuhalten und zu staunen: über dieses perfekt ausgeklügelte Ökosystem, das wir viel zu oft übersehen.

Preis als Provokation

Ein wichtiger Bestandteil des Projekts ist, mithilfe der Provokation über den Preis, der in unserer konsumorientierten Welt allgegenwärtig ist, auf den Wert von Biodiversität und Ökosystemen aufmerksam zu machen. Nach dem Motto „Was nichts kostet, ist nichts wert“ betrachten wir die Leistungen der Natur, die sie Tag für Tag für uns und den Planeten kostenlos zur Verfügung stellt, leider zu oft als selbstverständlich. Nicht zuletzt deswegen schützen wir unsere ureigene Lebensgrundlage viel zu wenig.

Vom Wissen über die Emotion zum Handeln

Kunst und Kultur verkörpern eine Haltung und liefern einen Raum, in dem neue Bilder und Symbole der Nachhaltigkeit entstehen können. Durch den ästhetischen sowie sinnlich emotionalen Zugang in Ergänzung zum wissenschaftlich rationalen hat die Kultur die Kraft, die Lücke zwischen Wissen und Handeln zu überwinden.

Bereits vor über 20 Jahren forderten namhafte kulturpolitische Akteur*innen im Rahmen des Tutzingener Manifests „die lokale, nationale und internationale Nachhaltigkeitspolitik auf, sich mehr als bisher den gesellschaftlichen Entwicklungspotenzialen von Kultur, Ästhetik und Kunst zu öffnen“. Es ist also an der Zeit, dieses brachliegende Potenzial endlich stärker zu nutzen! ■

Dunja Karabaic

Als Gründerin von ökoRAUSCH (2008) zählt Dunja Karabaic bundesweit zu den „first movern“ der Nachhaltigkeitsszene und blickt auf eine 15-jährige Erfolgsgeschichte in der Kultur- und Kreativbranche zurück. Zusammen mit Anika Paape und Tatjana Krischik leitet sie den ökoRAUSCH Think Tank e. V. Der Think Tank lotet das Spannungsfeld zwischen Nachhaltigkeit, Kunst und Design aus. Dabei betont er die Rolle der Kultur, die sie neben dem ökologischen, ökonomischen und sozialen als vierten Aspekt bei der Umsetzung von Nachhaltigkeitszielen spielen sollte.

Meet me under a roof of leaves

Viele kulturelle Einrichtungen stehen vor der Aufgabe, ihre eigene Organisation klimaneutraler zu gestalten. Sie sehen sich mit einem komplexen Thema konfrontiert, für dessen Bewältigung ihnen keine zusätzlichen Ressourcen zur Verfügung stehen.

Die Filmwerkstatt Düsseldorf hat sich entschieden, Verantwortung für die klimatischen Auswirkungen des Kulturbetriebs zu übernehmen und die Transformation als kollektiven Lernprozess öffentlich zu machen. Nur so kann sie die Ressourcen für eine intensive Auseinandersetzung über die aktuellen klimatischen Herausforderungen sowie eine nachhaltige Verankerung des Themas sicherstellen. Ziel ist es nicht nur, Rechercheergebnisse vorzustellen, öffentlich zu diskutieren und verfügbar zu machen, sondern auch, das gewonnene Wissen auf die eigene Situation anzuwenden.

Das Konzept dazu wurde in Kooperation mit dem Kunstkollektiv Studio3 entwickelt. Das Kollektiv erarbeitet künstlerische Lösungen für die Transformation der Städte in der Klimakrise. So entstanden unter dem Titel „Meet me under a roof of leaves“ eine Ausstellung sowie Veranstaltungsformate, die analytische Fragen mit konkreten Projekten und experimentellen Entwürfen verbanden.

Klimabilanz und CO₂-Fußabdruck

Im Mittelpunkt dieser Formate standen die beiden Fragen: Wie können lokale Mikrolandschaften den urbanen Raum zukunftsfähig und lebenswert gestalten und insbesondere welche Rolle kann die Kunst bei der Realisierung dieser Räume spielen? Gleichzeitig ging es auch um die nachhaltige Ausrichtung der Filmwerkstatt. Den Ausgangspunkt dafür bildete die Klimabilanz der Einrichtung mit dem genauen CO₂-Fußabdruck. Alle Ergebnisse sowie zahlreiche Beispiele aus Architektur, Gartenbau und Kunst mit besonderem Augenmerk auf der Verwendung von Pflanzen in der Gestaltung urbaner Räume gab es in der Ausstellung zu sehen. Außerdem

wurden Best-Practice-Beispiele zu Kunst und Architektur, technische Problemlösungen und innovative Baustoffe vorgestellt. Eine Materialsammlung diente als Anregung für die Umsetzung bereits erprobter Lösungen.

In Symposien und Workshops wurden darüber hinaus Beispiele aus Architektur und Kunst mit Wissenschaftler*innen und Akteur*innen aus der Verwaltung von Stadt und Land besprochen. Es wurden Lösungsansätze, Handlungsspielräume und Fördermöglichkeiten präsentiert sowie Fragen zur Klimabilanzierung beantwortet. Sie bildeten den Rahmen für die Realisierung von Transformationsprojekten. Zur konkreten Verbesserung der Nachhaltigkeit wird insbesondere eine Solaranlage auf dem Dach der Filmwerkstatt und der angrenzenden Gebäude beitragen, die 2024 ans Netz gehen soll.

App-gesteuerte Wurmtonne

In einem der Workshops zur Ausstellung ging es um die Do-it-yourself-Wurmtonne aus dem Studio3-Projekt „Digestive City“. Sie ist eine Kombination aus Biotonne mit Kompostwürmern und Gemüsebeet. Aufgrund der vertikalen Form lassen sich auf weniger Bodenfläche mehr Pflanzen anbauen, was sie auch für den Einsatz in Städten interessant macht. Eine automatisierte, App-gesteuerte Bewässerung sowie Rotation sorgen für eine Versorgung der Pflanzen mit Licht und Wasser und erlauben es den Nutzer*innen, die Tonne für eine begrenzte Zeit allein zu lassen.

So vielfältig die Auseinandersetzung mit den klimatischen Auswirkungen im Kulturbetrieb auch sein kann, sie macht vor allem eines deutlich: Viele sogenannte Sachzwänge gehen von Voraussetzungen aus, die mit den veränderten Anforderungen, die aus der Klimakrise resultieren, nicht mehr Schritt halten können. Potenziale, die durch eine veränderte Priorisierung aktiviert werden könnten, bleiben ungenutzt. Dazu gehört zum Beispiel die Kostenfrage, die die Klimakosten noch nicht eingepreist hat. Nicht zuletzt verhindern ästhetische Gewohnheiten allzu leicht innovative, lokale und kostengünstige Lösungen. Gemeinsam zeigen die Filmwerkstatt und Studio3, dass es sich lohnt, den Bezugsrahmen aus einer künstlerischen Perspektive neu zu denken und diesen aus der eigenen Institution auf den öffentlichen Raum zu übertragen. ■

Jan Wagner

Jan Wagner leitet die Filmwerkstatt Düsseldorf. Außerdem gründete er mit Moritz Fiedler und David Hahlbrock das Künstlerkollektiv „Studio 3“ und erarbeitet Konzepte zur künstlerisch-architektonischen Stadtbegrünung.



Wie sich eine Kultur- institution mit dem Klima- wandel beschäftigt.

Die Do-it-yourself-Wurmtonne konnte in der Filmwerkstatt besichtigt und selber gebaut werden.

Therapie im Industriewald

Texte: Till Schröder

Mit den Worten „Mach was draus“ wird Oliver Balke vom Leiter der damaligen Forstbehörde Westfalen-Lippe 1997 ins Ruhrgebiet berufen. Den Umzug von seinem ersten Arbeitsplatz, dem Bonner Kottenforst, zur Industriebrache Rheinelbe beschreibt er heute als regelrechten Kulturschock. Bei seiner Ankunft Mitte Dezember in Gelsenkirchen vermisste er vor allem das Wesentliche, was er als Revierförster in fünfter Generation gewohnt war – einen altgewachsenen Wald.

Von Molchen und Krokodilen

Das Potenzial des zunächst salopp anmutenden Auftrags erkennt er allerdings sehr schnell, denn sein neuer Arbeitsplatz ist Teil der Internationalen Bauausstellung Emscher Park (IBA). Ein Programm, das die entscheidenden Weichen für die Flächen- und Strukturentwicklung des Ruhrgebiets stellen soll. Die weltweit einzigartigen Bedingungen des Geländes prägten fortan auch seine Aufgaben, die sich von denen eines konventionellen Försters in vielerlei Hinsicht unterscheiden. Zunächst spielt der Kontakt zu Menschen eine außerordentliche Rolle für den Förster, der zuvor mehr den Umgang mit wenigen Waldbesitzer*innen, Jäger*innen und Holzarbeiter*innen gewohnt war. Sein täglicher Berührungspunkt findet stattdessen zumeist mit Menschen statt, die kaum bis überhaupt nicht fachkundig und zudem noch deutlich jünger sind –



Umweltbildung im Industriewald gehört mit zu Oliver Balkes wichtigsten Aufgaben. Seine Hündin Ayka ist neben dem Wald die beliebteste Attraktion.

Foto: Fenna Tinnefeld

mit Großstadtkindern. Und bei diesen kann es schon mal vorkommen, dass ein Molch für ein Krokodil gehalten wird oder dass die seltene Naturerfahrung nicht nur einen pädagogischen, sondern auch einen klar spürbaren therapeutischen Effekt hat. „Viele Kinder im Grundschulalter“, so Balke, „können mir glaubhaft versichern, dass sie mit mir zusammen das erste Mal einen Wald betreten.“

Die Kunst der Zurückhaltung

Seine zentrale Aufgabe ist, das merkt er schnell, Umweltbildung im doppelten Sinn. Für diese ist es erst einmal nicht notwendig, ein Forstgebiet unter Kontrolle zu bringen, sondern vielmehr der Natur freien Lauf zu lassen, wie ein Ranger zu beobachten, welche ökologischen Prozesse auf einer ehemaligen Industriebrache überhaupt ablaufen. Nicht nur für die Schul- und Kitakinder, die ihn, seinen Kollegen und die 13-jährige Forsthündin Ayka besuchen, sind Aufmerksamkeit und Neugier die wichtigsten Werkzeuge. Auch Oliver Balke selbst begegnet seinem Sonderbiotop zuallererst offen. Der erste Leitspruch „Mach was draus“

heißt hier: Zunächst selbst zu lernen, was auf Böden aus Gleisschotter, Bauschutt, Lehmschüttungen und Halddenmaterial wächst. Denn altehrwürdige Bäume aus der Bergbauära stehen in dem jungen Wald nur vereinzelt. Die Mikrolebensräume, die dicke Stämme anfangs im lebendigen Zustand und später als Totholz bieten, können hier erst mit der Zeit entstehen. Bis dahin besteht die Kunst, „hier nichts oder nur sehr sparsam was zu tun“. Lediglich die Wege und die ebenfalls im Rahmen der IBA entstandenen „Land Art“-Skulpturen des Künstlers Herman Prigann werden freigehalten, und selbst für diese kleinen Eingriffe sind Handarbeit und Fingerspitzengefühl gefragt. Gartenlandschaftsbaubetriebe ohne Ortskenntnis könnten beim Zurückschneiden sonst leicht etwa eine der seltenen Orchideen übersehen, die das Biotop ausbildet, oder das künstlerische Wegesystem durcheinanderbringen.

Welche Bäume, Stauden, Insekten, Amphibien, Vögel und Säuger sich in einer Industriebrache ansiedeln werden, zeigt die Zeit – und dann erst kann mit ihnen umgegangen werden. Balke zitiert aus seiner Ausbildung: „Die Natur ist nicht nur komplexer als wir denken, sondern komplexer, als wir denken können.“ ■

”
Die Natur ist nicht nur komplexer als wir denken, sondern komplexer, als wir denken können.

Oliver Balke

Kleine Oasen im Hansaviertel

Schon lange gibt es das Verlangen nach abwechslungsreichem Grün im Zentrum von Städten.

Der häufig begrenzte Platz, den Parks, Kleingärten, Balkone und Fensterbänke einnehmen, hat bereits zu den unterschiedlichsten Spielarten von Urban-Gardening-Projekten und temporären Nutzungen von Brachflächen motiviert.

Auch der Hansaring in Münster ist fast ausschließlich von versie-

gelter Fläche in Form von Straßen und Gehwegen geprägt. Die Bäume entlang der Wege bilden die einzige grüne Abwechslung und selbst sie sahen sich immer wieder durch Hoch- und Tiefbauprojekte bedroht. Das Fällen zweier stattlicher Bestandsplatanen und das anschließende Neupflanzen viel kleinerer Bäume entfachten 2018 bereits größere Konflikte zwischen der Bürgerschaft und der Stadtverwaltung.

Verbindung zu den Bäumen

Es ist nicht verwunderlich, dass im Viertel zwischen den Bewohner*innen und den Bäumen eine enge Verbindung besteht. Diese bewegt auch Anwohnerin Annette von ▶

Annette von Görgey und ihr Mann haben alle Hände voll zu tun, doch das machen sie gerne und bekommen viel positives Feedback von Anwohner*innen und Passant*innen.

Foto: Fenna Tinnefeld



Vor allem Sichtbarkeit für unaufmerksame Augen ist entscheidend, um einen nachhaltigen Effekt zu erzielen.

Görgey und ihren Mann dazu, die Standortbedingungen so gut es geht zu verbessern. Seit einigen trockenen Jahren kümmern sie sich privat um das regelmäßige Gießen des Ginkos und der Linde vor ihrem Mehrfamilienhaus am Hansaring.

Zwischen den meist von Autos und Fahrrädern verstopften Fahrbahnen und Gehsteigen müssen die Baumscheiben für diverse weitere Zwecke erhalten. Neben ihrer primären Funktion werden sie zur Straßenüberquerung, als Wege der Müllabfuhr, Radstellplätze und Sperrmülllager genutzt. Das spärliche Gras und die verdichtete Erde der kleinen unversiegelten Abschnitte geben ein karges Bild ab und bieten weder ökologische noch ästhetische Abwechslung.

Sichtbarkeit für Unaufmerksame

Daher nahm sich das Paar in Eigeninitiative der beiden Baumscheiben links und rechts ihrer Gebäudecke an, um mit zusätzlichen Bepflanzungen für alle im Viertel einen Anreiz zu schaffen, die Flächen zu respektieren und die Bäume vor Müll und Zweckentfremdung zu schützen. Mehrere Anläufe und einige Rückschläge haben sie

gelehrt: Vor allem Sichtbarkeit für unaufmerksame Augen ist entscheidend, um einen nachhaltigen Effekt zu erzielen. So wurde etwa durch Maßnahmen des Grünflächenamts die zuvor angelegte Bodenbepflanzung gemäht, und alle Mühe wurde wieder zunichtegemacht. Nach einem Anruf beim Grünflächenamt hat sich die Stadt bereit erklärt, einen finanziellen Zuschuss für die Neupflanzungen zu geben. Seitdem erfreuen sich die Passant*innen wieder an den blühenden und grünen Stauden, Bodendeckern und einjährigen Blühpflanzen, die das Paar entweder einkauft oder aus dem eigenen Garten beisteuert.

Mehr Platz für die Bäume

„Nach vier mühevollen Jahren sieht es jetzt nach etwas mehr aus und 80 bis 90 Prozent haben geklappt“, berichtet die inzwischen 74-jährige urbane Gärtnerin. Die Bäume haben Platz, der Boden kann besser Feuchtigkeit sowie Nährstoffe speichern, und das Stadtbild ist einladender geworden. Dabei respektiert Annette von Görgey durchaus die notwendigerweise gebahnten Wege zur Straßenüberquerung und für die Müllabfuhr. Mit dezenten Begrenzungspalisaden und bodenlosen Pflanzkästen wurden die Beete markiert und lassen da, wo es nötig ist, auch Raum, um zwischen den parkenden Autos durchzukommen. Die durchdachte Aufwertung hat inzwischen auch die Stadt mit zwei Plaketten für die „Baumscheibenpatin“ gewürdigt. ■



Bei fünfzig Meter über Normalnull befindet man sich im Münsterland bereits in schwindelnden Höhen.

Die weitläufige, flache Landschaft der Region wird lediglich im Nordosten vom Teutoburger Wald und im Westen von den Baumbergen unterbrochen, die topografisch wenigstens ein bisschen an die Umwälzungen der Eiszeit erinnern.

Die Anhöhen direkt neben Münsters Rieselfeldern sind allerdings nicht natürlichen Ursprungs, sondern innerhalb der vergangenen Jahrzehnte aus den Hinterlassenschaften der Stadtgesellschaft entstanden: aus Müll. Die Reste des Nachkriegsalltags wurden zuerst noch willkürlich auf einer ersten Halde angehäuft, auf einer zweiten Halde lagerte ab 1980 zunehmend sortierter Müll. Heute ist beiden Abfallbergen ihr ursprüngliches Wesen fast nicht mehr anzumerken. Nur vereinzelte Methan-gas- und Sickerwasserpumpen verraten, dass im Kern immer noch Zersetzungs-

Die Heidschnucken auf dem Deponieberg



Auf der Mülldeponie leisten die Schafe von Paul Lütke-Jüdefeld gute Arbeit. Eine Maschine zur Grünpflege wäre aufgrund der Hanglage keine Alternative.

Foto: Till Schröder

um den Gras- und Staudenschnitt der Halden. Wenn sie aus dem Schatten der Paneele in die warme Müllbergsonne heraustippeln, weisen sie Brennnesseln, Disteln und wilde Kräuter in ihre Schranken. Nur vereinzelt ist Vorsicht vor Bärenklau geboten, der sich auf der kargen Fläche immer wieder aussäht.

Schutz vor Erosion und wertvolle Nährstoffe

Paul Lütke-Jüdefeld betreut die Schafe auf der Halde seit zwei Jahren zusammen mit zwei weiteren Herden, die am Aasee und am Haus Coerde schwer zugängliche Flächen beweidet. Nachdem der geborene Westfale 15 Jahre lang in Sachsen Ziegen gehalten hatte, zog er wegen einer Erkrankung seines Bruders zurück nach Münster. Dort traf er einen Schulfreund wieder, von dem er nach dessen Tod die Schafe übernahm.

Von Mai bis Dezember halten die Heidschnucken die Photovoltaik-Paneele frei von Verbuschung, pflegen die Grasnarbe, unterstützen mit ihren Klauen die oberflächliche Bodenverdichtung, schützen somit vor Erosion und bringen wertvolle Nährstoffe durch ihren Kot in das ungewöhnliche Ökosystem ein. Zum Dank bleibt ihnen die Fleisch- und Milchwirtschaft erspart, und auch ihr Fell wird ihnen nur zur eigenen Gesundheit abgenommen. Meist verschenkt Paul Lütke-Jüdefeld die Wolle oder lässt sie auf der Halde. Hier dient sie den zahlreichen Arten des benachbarten Vogelschutzgebiets als Nistmaterial oder wird von Weinbergschnecken verzehrt und zurück in den Stoffkreislauf geführt. ■

Die Heidschnucken halten die Photovoltaik-Paneele frei von Verbuschung und pflegen die Grasnarbe.

aktivität stattfindet. Die Außenhülle ist dagegen fast vollständig begrünt, und Magerwiesen, Steinflächen sowie Totholz bieten Lebensräume für Eidechsen, Bienen und Uhus.

Vorsicht vor Bärenklau

Inmitten dieses nachindustriellen Landschaftsbauwerks klettert Schäfer Paul Lütke-Jüdefeld über unauffällige Drahtzäune und lugt unter die einzigen schattenspendenden Strukturen auf der grünen Zentraldeponie II. Lange Reihen von Photovoltaik-Paneele richten sich am Südhang gen Sonne und bieten in ihren Zwischenräumen wenig Platz für konventionelle Landschaftspflege.

Während ein Stückchen weiter bergab Geräte eines Schweizer Fabrikats zum Einsatz kommen, um einmal jährlich die beinahe alpinen Steigungen zu mähen, verlangen die Solaranlagen noch speziellere Maßnahmen: 30 Heidschnucken kümmern sich gewissenhaft

M



Foto: © Birkhäuser Verlag GmbH

PUBLIKATION

Der grüne Block

Um unsere Freiräume gestalten zu können, benötigen wir einen ganzheitlichen Ansatz und umfangreiches Fachwissen. Ein Grundlagenwerk, das die breit gefächerten Aspekte dieser gestaltenden Disziplin behandelt, bildet „Landschaft für Architekten“. Entstanden in Zusammenarbeit mit dem Fachbereich Architektur der TU Braunschweig.



zur Website
„Landschaft für Architekten“

O

PUBLIKATION

Forschungsprojekt: Das Manifest der freien Straße



Foto: @paper planes e.V. (aus dem Buch „Manifest der freien Straße“, JOVIS Verlag, Berlin)

Das Auto nimmt seit vielen Jahrzehnten den meisten Platz auf unseren Straßen ein – das „Manifest der freien Straße“ greift diesen Status quo auf und möchte ihn durchbrechen. In sieben Thesen beschreibt es, wie diese Absicht gelingt und unser Freiraum neu gedacht werden kann.



zur Website des Projektes

S

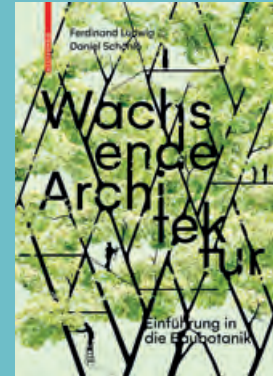


Foto: © Birkhäuser Verlag GmbH

PUBLIKATION

Wachsende Architektur

Schon die Khasi in Ostindien haben mit den Luftwurzeln von Gummibäumen Fußgängerbrücken gebaut, in Süddeutschland bildeten sogenannte Tanzlinden den Dorfmittelpunkt. Dass ein Gebäude aus einer Pflanze entstehen kann, muss also kein Widerspruch sein. Diese Publikation wirft einen neuen Blick auf Baubotanik und Stadtnatur.



zur Website des
Birkhäuser Verlages

PUBLIKATION

Veröffentlichung: Charta Grüne Infrastruktur Metropole Ruhr

Aus der Region für die Region: Die „Charta Grüne Infrastruktur Metropole Ruhr“ wurde 2022 als zukunftsweisende Absichtserklärung vom Ruhrparlament beschlossen. Ihr Ziel sind gemeinsame Handlungsrichtlinien und Detaillösungen für die zukünftige grüne Infrastruktur. Damit bildet sie einen wichtigen Schritt hin zur weitreichenden Klimaanpassung im Ruhrgebiet.



zum Download der
Veröffentlichung beim
Regionalverband Ruhr

PUBLIKATION

Der Garten der Erde

Im Jahr 2023 hat der Bund Deutscher Landschaftsarchitekten (bdla) das Positionspapier „Der Garten der Erde“ veröffentlicht. Darin verdeutlicht der Verband seine Haltung für eine klimagerechte Landschaftsarchitektur sowie seine Erwartungen an andere Berufsstände aus dem Sektor Planen und Bauen. Landschaftsarchitekt*innen, die Freiräume unter den Aspekten Klimaanpassung und Biodiversität gestalten, spielen eine wichtige Rolle bei der Entwicklung und Planung von Städten und grüner Infrastruktur.



zur Website des bdla

APP

Climate Positive Design

Das Projekt „Climate Positive Design“ bietet Planer*innen und Architekt*innen mit dem „Pathfinder“ eine einfach zu benutzende App an, um Projekte in der Landschaftsarchitektur und im Freiraum auf ihre Kohlenstoffbilanz hin zu analysieren. Projekte können mit Baustoffen und der geplanten Bepflanzung so konzipiert werden, dass sie über einen voraussehbaren Zeitraum mehr Kohlenstoff aus der Atmosphäre entfernen, als sie ausstoßen.



zur Website des Projektes

a

KINDERBUCH



Foto: © Carlsen K – die Agentur für Kindermedien, Carlsen Verlag GmbH, Sandra Kissling (Illustration)

Auf 24 Seiten wird der Beruf von Landschaftsarchitekt*innen liebevoll veranschaulicht. Kindgerecht zeigt dieses Pixi-Buch, wie aus grauer Infrastruktur grüne lebenswerte Umgebung wird. Aus einem versiegelten Parkplatz wird ein grüner Park für alle Generationen, und all das dank der Planung der Landschaftsarchitektin Lena.



zur Website des bdla

i

PODCAST



Grafik: © hochC Landschaftsarchitekten

Das Büro „hochC Landschaftsarchitekten“ veröffentlicht seit 2020 einen Podcast zu aktuellen Fragestellungen und Themen der Landschaftsarchitektur. Es spricht mit unterschiedlichen Akteur*innen aus der Branche und Fachleuten, um die erkenntnisreichen Dialoge und Diskussionen sowohl an die planende Disziplin als auch an die breite Öffentlichkeit tragen zu können – ein Beitrag für lebenswerte Städte!



zur Website des Podcasts

k

ONLINE

Umlandstadt – umweltschonend

Leben im Grünen ist weiterhin gefragt, und durch die Pandemie sowie die Digitalisierung ist es vermehrt möglich, außerhalb eines Büros zu arbeiten. Dies unterstützt die Aussicht auf ein Leben außerhalb der unmittelbaren Nähe zum Arbeitsplatz oder zur Stadt – es fördert die Suburbanisierung zwischen Stadt und Land. Wie kann eine umweltverträgliche Entwicklung einer „Umlandstadt“ mit hoher Lebensqualität einhergehen? Diese Broschüre zeigt u. a. konkrete Maßnahmen für klimaverträgliches Wohnen und Arbeiten sowie die Verflechtung räumlicher, funktionaler, inhaltlicher und organisatorischer Ebenen auf.



zur Veröffentlichung des Umweltbundesamts

PODCAST

Grüne Städte und Regionen

In dem Podcast von Baukultur NRW sprechen Fenna Tinnefeld und Sebastian Schlecht mit ihren Gästen über grüne Stadtentwicklung, Gebäude und Landschaftsarchitektur sowie über Sonne, Regen und den Klimawandel. Es geht auf die Reise zu Projekten und Menschen, die zeigen, welche Rolle Baukultur spielt, um unsere Umgebung zukunftsgerecht und lebenswert zu gestalten.



zur Website von Baukultur NRW



Grafik: © Europäische Union 2015

KINDERSPIEL

Klimaschutz – ein Kinderspiel

Unter dem Motto „Klimaschutz – ein Kinderspiel? Probier’s aus!“ hat die Europäische Union ein Spiel als Unterrichtsmaterial entwickelt. In allen EU-Sprachen verfügbar und leicht zum Ausdrucken – so kann spielerisch gelernt werden, wie sich Handlungen auf das Klima auswirken.



zur Webseite der Europäischen Union

Raum und Wahrnehmung: Mehr Klimaanpassung in den Köpfen!

Grüne Städte und Regionen – das kann vieles bedeuten, aber man versteht ungefähr, was damit gemeint ist. Es geht um mehr Grün im Urbanen und Suburbanen, es geht um Regenwassernutzung, um klimaangepasste Stadtgestaltung und um vieles mehr. Klar wissen wir, dass all dies wichtig ist – und trotzdem werden Maßnahmen zur Klimaanpassung immer noch zu gering geschätzt und zu wenig umgesetzt. Wie können wir diese Prozesse vorantreiben? Brauchen wir dafür eine veränderte Raumwahrnehmung, um ein Bewusstsein zu entwickeln und Wandel wertzuschätzen?

Das Planen oder Umplanen von klimatisch und sozial nachhaltigen Räumen stellt eine große Notwendigkeit dar. Um jedoch ein Bewusstsein dafür zu erlangen, müssen wir erst einmal ein Verständnis für unsere Umwelt, unsere Räume und unsere Landschaft aufbauen sowie deren Wertigkeit wahrnehmen und anerkennen.

Wie kann das funktionieren, wenn selbst wir als Fachplaner*innen für klimatische und planerische Themen nicht ausreichend sensibilisiert sind? Wo liegen Potenziale für eine größere Wertschätzung der gebauten und anzupassenden Umwelt?

Umwelt, Landschaft und Freiraum – was bedeutet das eigentlich?

Stellvertretend für Umwelt, Landschaft und Freiraum lohnt es sich, einen Blick auf die Begriffserklärung „Raum“ in der Fachliteratur zu werfen: Der Stadtplaner Kevin Lynch, der Soziologe Lucius Burckhardt sowie die Landschaftsarchitekten Hans Loidl und Stefan Bernard sind sich einig, dass der „Raum“ für sie etwas Zusammengesetztes darstellt, ein Konglomerat aus fester Ordnung, Struktur, kultureller Interpretation und Lebendigkeit. Loidl und Bernard beschreiben in ihrem Buch „Freiräume(n): Entwerfen als Landschaftsarchitektur“ den „Raum“ als Kategorie, die aus der Not des Sich-Zurechtfindens und Überblickhaltens entstanden sei und als Frühwarnsystem im Sinne der Gefahrenerkennung fungiere. Hierbei handelt es sich um einen kontinuierlich im Unterbewusstsein stattfindenden Prozess der Raumbildung.

Jede Person nimmt Raum anders wahr

Für Menschen spielt das Erfassen aller angeordneten festen Strukturen im Raum, aber auch der unkalkulierbaren, sich frei bewegenden Elemente eine besondere Rolle. Wir filtern ständig und meist unterbewusst alles Bekannte vom Unbekannten und gleichen dieses mit unseren Erfahrungen und Erkenntnissen ab. Jede Person hat ihren eigenen kulturellen und sozialen Hintergrund, wurde von Sozialisierungserfahrungen und Medien beeinflusst. Somit bringt sie individuelle Vorprägungen mit in einen Außenraum, die wiederum mit bestimmten Erwartungen an Bekanntes verbunden sind.

In seinem Buch „Das Bild der Stadt“ nähert sich Lynch ähnlich wie Loidl und Bernard dem „Raum“ über den Begriff des Bildes an. Das allgemeine geistige Bild stellt hierbei das Einordnen und Nachbilden des bereits Bekannten dar. Dies funktioniert auch hier nur durch die im Vorfeld erlangten Erfahrungen, Erkenntnisse und Eindrücke. Diese befähigen Körper und Gehirn in solchen Momenten, einen Raum zu interpretieren und dementsprechend zu kategorisieren. Dies ist vergleichbar mit dem Lesen und Verstehen von Wörtern, bei denen Buchstaben fehlen oder in der falschen Reihenfolge geschrieben sind. Das Gehirn gleicht das Vorhandene mit bereits gelesenen Worten ab, und so können wir die Bedeutung trotzdem verstehen.

Klimawandel selbstverständlich mitdenken

Auch aus soziologischer Sicht spielen das gemeinschaftliche Erlernen von Raumwahrnehmung und dessen Einflüsse eine zentrale Rolle. Lucius Burckhardt, Mitbegründer der sog. Spaziergangswissenschaft (eine eher kulturwissenschaftliche Methode zur Annäherung und Wahrnehmung des Außenraums), beschreibt Raumwahrnehmung als einen subjektiven und gleichzeitig kulturell kollektiven Prozess, der in Wechselwirkung zwischen Wahrnehmendem und Wahrgenommenem steht. Da sich sowohl der Raum an sich (das Wahrgenommene) als auch unsere Wahrnehmung stetig verändern, variiert auch der Raumbegriff.

„Räume“ sind also individuell aufgeladen. Daher ist es erforderlich, deren Umgestaltungen weiter in die Köpfe der Menschen zu tragen, um ihr Facettenreichtum und ihre neuen Erscheinungsbilder in etwas Bekanntes zu verwandeln. Nur so kann unser klimaangepasstes Verständnis für die gestaltete Umwelt wachsen und sich nach und nach in unseren Gedächtnissen verankern.

Eine neue Auseinandersetzung mit unserer Umwelt

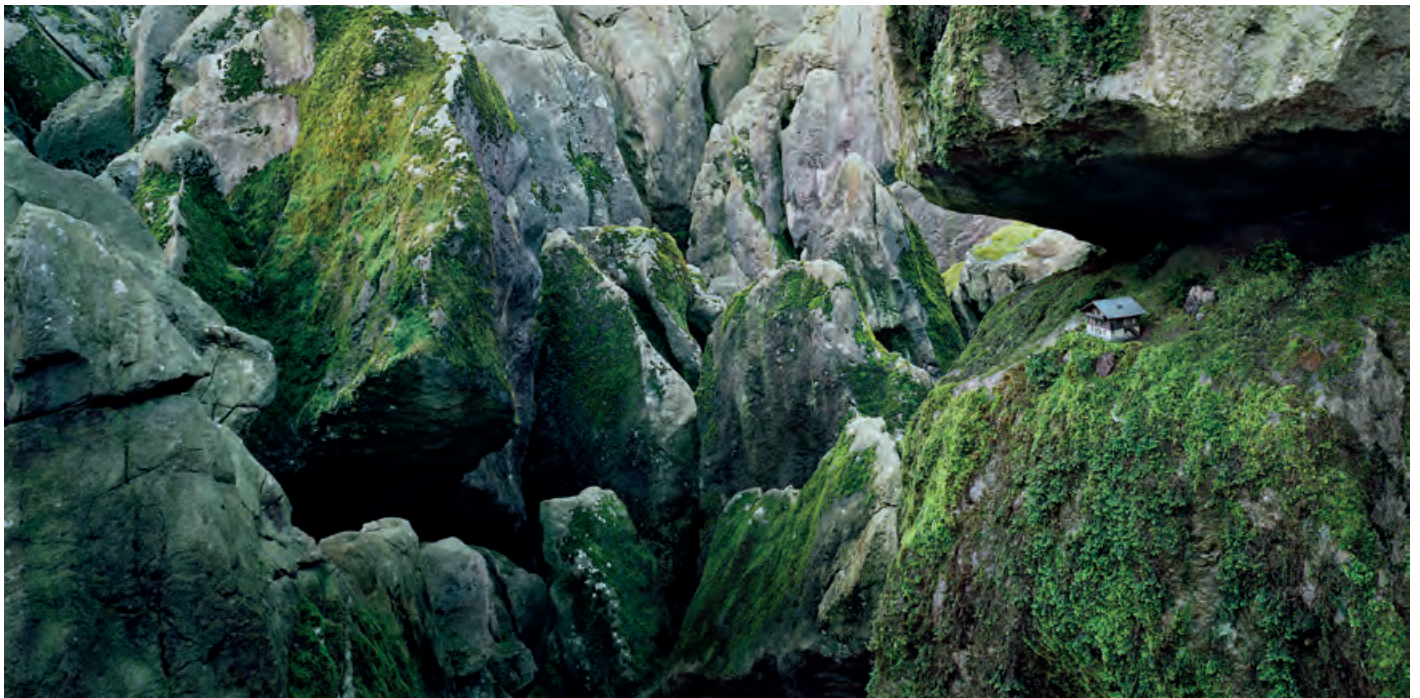
Wir brauchen eine neue bzw. mehr Auseinandersetzung mit unserer Umwelt! Eine Umweltbildung für alle Altersklassen. Eine Sensibilisierung für die uns zur Verfügung stehenden Räume. Einen Wandel im Bildungsverständnis. Das können wir schaffen, indem wir Menschen in Planungs- und Umplanungsprozesse einbeziehen sowie allgemeine baukulturelle Vermittlung leisten. Zudem müssen wir vermehrt Orte schaffen, die für eine große Anzahl von Menschen zugänglich und erfahrbar sind. Orte, an denen sich erkennen lässt, wo das Regenwasser hinfließt, wie ein Schwammbeet aussieht oder wie vielseitig entsiegelte Flächen nutzbar sind. So erzeugen wir ein Verständnis und Bewusstsein für klimaangepasste Stadtgestaltung, bei der unser unterbewusster Sicherheitsscan er-

folgreich ablaufen kann. Bei der aber auch Abwechslungen und Vielfalt im Sinne von Interesse weckenden Neuerungen – zum Beispiel Versickerungsmulden, Zisternen und Rigolen – geboten werden.

Es liegt an uns, Klimaanpassung nicht nur im Hinter- bzw. Untergrund abzuwickeln, sondern klar und aussagekräftig an die Oberfläche zu tragen. Wir müssen Routinen durchbrechen, neue Planungsprozesse zur Normalität werden lassen und beispielsweise durch baukulturelle Vermittlungsformate auf verschiedensten Ebenen mehr Wahrnehmung schaffen. Nur so können wir unser Raumverständnis – wie Lynch es sagt – umschulen und daran weiterarbeiten, dass nachhaltige Stadtgestaltung und Klimaanpassung quasi selbstverständlich berücksichtigt werden und sich unsere Köpfe beim Abgleichen mit Bekanntem in Zukunft eher darüber wundern, wenn wir im Freiraum versiegelte Flächen erblicken.

Lasst uns gemeinsam dafür Sorge tragen, dass unser Raumbewusstsein klimaangepasster, nachhaltiger und gerechter geprägt wird – es sind schließlich unser Freiraum und unsere Zukunft, die ein Umdenken nötig haben. Wenn wir unsere Umwelt wertschätzen, werden unsere Städte automatisch grüner! ■

Foto: Wrede, Thomas
„Haus im Gebirge“, aus
der Serie „Landscapes“
© VG Bild-Kunst, Bonn
2023



Warum wir wieder Utopien brauchen

Die Utopie scheint aus der Zeit gefallen zu sein. Die großen utopischen Experimente stammen aus dem vergangenen Jahrhundert. Abgestempelt als träumerische, unrealistische Entwürfe und Versuche einer besseren Zukunft wurde die Utopie zum Scheitern verurteilt.

Was haben Utopist*innen heute noch zu sagen? Versuchen sie uns weiterhin aufzuzeigen, wie die Zukunft aussehen könnte? Malen sie uns das Traumland aus? – Vielleicht.

Ich tue es nicht. Auch wenn es den Anschein erweckt: Ich mache keine Entwürfe der Zukunft. Ich sage Ihnen nicht, wie die Welt sein sollte.

Innehalten

Mein utopischer Blick ist fest im Hier und Jetzt verankert. Meine Utopien möchten die Gewohnheit des Sehens stören und uns vom Vertrauten entwöhnen. Unterbrechen. Innehalten. Stoppen.

Die Utopie ist eine Reflexion über die gegenwärtige Welt. Sie ist eine Infragestellung dessen, was wir täglich sehen. Sie kann die Dinge auf den Kopf stellen und einen Raum der Möglichkeiten öffnen – frei für Imagination und Fantasie über unsere Zukunft.

Straßen sind mehr als der urbane Raum, in dem wir uns fortbewegen oder wo wir unsere Autos parken. Unsere (Um-)Welt ist nicht nur der Ort, in dem wir leben. Sie ist auch der Raum, von dem wir leben, und der einzige Raum im Universum, in dem wir überleben können – unser einziges Zuhause.



Jan Kamensky
Visueller Utopist und digitaler Gärtner
www.visualutopias.com

Foto: Daniel Feistenauer

Unsere Zukunft ist untrennbar mit seinem Wohlergehen verbunden: Das Wohlergehen unserer Welt ist unser eigenes Wohlergehen. Unsere Mobilität und die Gestaltung unserer Straßen decken sich jedoch nicht mit dem, was dieser wertvolle und uns nährende Raum verträgt. Wir sind nicht sorgsam genug mit unserer Welt.

Distanz und Kontrast

Wie soll uns die Utopie helfen, Veränderungen umzusetzen? Durch die Distanz – den hohen Kontrast – schärfen wir unseren Blick und erweitern das Verständnis über unsere Gegenwart. Die Utopie ist weniger ein Fernrohr in die Zukunft, vielmehr ist sie ein Vergrößerungsglas für das heutige Leben. Wenn in der Utopie aus Grau Grün und aus Lärm Musik wird, dann sehen wir das Graue und Lärmende umso deutlicher.

Der utopische Blick lässt uns erkennen, wie die Dinge wirklich sind! ■

Mit Störungen zur Weitsicht! Ein Plädoyer

Störung ist interessant in der Lehre, denn sie ermöglicht einen Perspektivwechsel und eröffnet neue Themenfelder. Als Landschaftsarchitektin habe ich das Privileg, mit jungen Studierenden der Stadtplanung und (Innen-)Architektur zu arbeiten. Für sie bin ich immer eine Exotin, die sie in ihrem Denken stört und mit der Komplexität der urbanen Freiräume überfordert. Ich lasse die romantische Vorstellung des „Urban Gardening“ nicht gelten, hinterfrage kritisch naive Spielplätze sowie Streuobstwiesen ohne guten Grund und jede Art von Naturromantik. Zwei Aspekte in meiner Lehre sind immer wichtiger geworden: Interdisziplinarität und Wirklichkeit.

Interdisziplinarität

Dieser Ansatz beschreibt das Arbeiten mit den unterschiedlichen Fachdisziplinen in unterschiedlichen Maßstäben mit der Idee, voneinander zu lernen. Dies setzt voraus, dass die jungen Expert*innen von Anfang an Fachwissen ihrer Disziplin erarbeiten und es von Anfang an teilen. Die komplexen Herausforderungen unserer Zeit lassen sich nur kooperativ in Teams mit verschiedenem Wissen lösen.

(Ich erlaube mir eine Randbemerkung: Vitruv, der die Architekturtheorie bis heute beeinflusst, hat die Architektur zur Mutter aller Künste erklärt und sie damit über die bildenden Künste ge-



Kathrin Volk

Professorin für Landschaftsarchitektur und Entwerfen an der Detmolder Schule für Gestaltung

Foto: Technische Hochschule Ostwestfalen-Lippe

stellt. Wie lange noch wollen wir diesem veralteten Weltbild aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. folgen?)

Wirklichkeit

Die real gebaute Umwelt lehrt uns vor Ort, ob und warum urbane (Frei-)Räume funktionieren. Ich erwandere seit mehreren Jahren mit Studierenden sehr verschieden entstandene und gelebte Städte. Gemeinsam diskutieren wir vor Ort, unmittelbar im real gebauten Raum Qualitäten, trainieren Wahrnehmung und sensibilisieren unser Gespür für Raum. Wir entwickeln die Routen nach differenzierten Strategien: entlang von Zeitspuren oder Themen, manchmal als Dérive, dem Zufall eine Chance gebend. In thematischen Wanderkarten dokumentieren wir unsere Erkenntnisse. Und die Kombination aus Kartenstudium, Abgleich mit dem realen Raum, Diskussion und körperlicher Erschöpfung ist eine Art „Missing Link“ zwischen Theorie und Praxis. ■

Die Pflege von Stadtgrün mitdenken!

Aufgrund des Klimawandels und des Rückgangs der Biodiversität muss das Stadtgrün zentrale Aufgaben in der aktuellen Stadtentwicklung übernehmen. Die erforderlichen Strategien der Klimaanpassung zur Kühlung unserer Städte sind ohne ein intaktes Stadtgrün nicht umsetzbar. Zugleich zeigen uns die aktuellen Hitzeperioden, dass hinsichtlich der Artenzusammensetzung auf das Stadtgrün erhebliche Änderungen zukommen werden.

Gegen diese Entwicklung „anzupflegen“ würde bestehende Kosten und Kapazitätsprobleme in der Grünflächenpflege nur weiter verschärfen. Wir brauchen für die Pflege robuste und naturnahe Gestaltungskonzepte, die mit einer einfachen, aber differenzier-

ten Unterhaltung auskommen und den Ressourceneinsatz im Blick behalten. Zudem könnten Konzepte, die die Pflege auch ökonomisch neu denken und diese durch Ernte ersetzen, im Zuge der weiter steigenden CO₂-Bepreisung neue Perspektiven aufzeigen. Damit ließe sich zukünftig wenigstens teilweise die Pflege dauerhaft finanzieren.

Gestaltung und Pflege aufeinander abstimmen

Viele für das Stadtgrün verantwortlichen Akteur*innen beziehen ihre Unterhaltungsabteilungen bereits in die Planungsphase mit ein. Das ist notwendig und richtig. Jedoch wird dies von den Planer*innen oft als Einschränkung ihrer Gestaltungsmöglichkeiten empfunden. Gleichwohl kann die Pflege des Stadtgrüns nicht nur mit Rücksicht auf die überall knappen kommunalen Kassen nach Gesichtspunkten der Kostenoptimierung erfolgen. Hier sind alle Beteiligten gefordert, die unterschiedlichen Perspektiven anzuerkennen und nach konstruktiven Lösungen zu suchen.

Pflege ist Baukultur

Klar muss bei alledem aber sein: Das Stadtgrün wird nicht mit einer einmaligen Investition entwickelt, sondern stellt eine fortwährende Aufgabe dar, und die Ergebnisse sind nach den funktionalen und gestalterischen Leistungen des Stadtgrüns zu bewerten. Dadurch gehören die nachhaltige Pflege und Entwicklung des Stadtgrüns zu den zentralen (bau-)kulturellen Leistungen unserer Gesellschaft. ■



Hans-Peter Rohler

Professor für Freiraumplanung an der TH Ostwestfalen-Lippe

Foto: Tanja Jürgensen

Urbane Biodiversität – einfach machen!

Wir kennen die globalen Triebkräfte, die das Artensterben auslösen: Flächeninanspruchnahme, Ressourcenausbeutung und Umweltverschmutzung. Der Weltbiodiversitätsrat (IPBES) fordert alle dazu auf: Überdenkt eure Ernährungsweise, achtet auf euren Wasser- und Energieverbrauch, reduziert Plastikmüll und nutzt häufiger klimafreundliche Verkehrsmittel.

Die Lebensbedingungen von Pflanzen und Tieren ändern sich durch den Klimawandel in einer nie da gewesenen Schnelligkeit. Das Artensterben betrifft längst nicht mehr nur ferne Regenwälder, sondern auch Ozeane und die Umwelt vor unserer Haustür. Wir erkennen das Problem in der Natur, wenn wir auf ausgeräumte Landschaften und Monokulturen schauen.

Zurück zum Herzschlag der Natur

Dafür treffen wir an völlig unerwarteten Stellen mitten in unseren Städten auf Artenreichtum, vervielfältigt,

vernetzt und erlebbar durch Bahntrassen, Wasserwege und Grünflächen. In unseren Köpfen und in unserem Handeln sind wir jedoch weit entfernt vom Leben mit dem Herzschlag der Natur.

Wir wollen uns kümmern. Aber braucht es dafür unsere sogenannte Grünpflege? Vorherrschend sind nach wie vor kurz geschnittene Rasenflächen mit Architektenpetersilie an Straßen, in Parkanlagen und in Vorgärten. Insektenhotels, Nistkästen und Saatentütchen sind nicht schlecht, aber ein Feigenblatt.

Wichtiger ist die Erkenntnis, dass ein komplexes, Millionen Jahre altes Ökosystem ins Wanken gekommen ist. Wir leben in der Klimakrise und im Artensterben. Jetzt sind wir in der Verantwortung, unser Handeln zu überdenken und Maßnahmen zu verankern, die eine hohe Amplitude an Biodiversität versprechen.

Mehr Raum für Artenvielfalt

Miniwälder, Magerrasen, wilde Ecken, Animal-aided Design, das die Bedürfnisse von stadtbewohnenden Tieren von Anfang an in die Stadt-, Landschafts- und Freiraumplanung integriert. Naturnahe Gründächer und Fassaden, renaturierte Gewässer sowie entsiegelte Flächen versprechen viel Raum für Artenvielfalt in unseren Städten. Gleichzeitig verbessert all das unsere Lebensqualität und macht die Städte gesünder und klimaangepasster.

Wir können Großes vorhaben und trotzdem im Kleinen anfangen. Wir, weil wir durch unser Eigentum, durch unseren Job oder durch andere Rahmenbedingungen die Möglichkeit haben, etwas zu tun. Der beste Zeitpunkt ist jetzt!

Let's break it up!



Andreas Kipar
Kreativdirektor des internationalen
Landschaftsarchitekturbüros LAND

Foto: Ralph Richter

Gewiss: Die Hinweise auf den Klimawandel sowie die von ihm verursachten ökologischen und sozialen Folgen werden inzwischen gebetsmühlenartig vorgetragen. Doch dürfen wir nicht müde werden, neues Denken und Planen bei der Gestaltung städtischer und ländlicher Räume einzufordern. Denn es geht um die Beziehung zur Natur sowie um die Qualität des Lebens vor unserer Haustür und weltweit – für uns wie für zukünftige Generationen. Wir sind aufgefordert, hier und heute Entwicklungen aufzugreifen und zu verstärken, die unser Verhältnis von Stadt und Land radikal verändern.

Let's break it up – urbane Räume

Lange galt das Primat der Stadt, die urbane Grenzen sprengt und sich in Metropolzonen mit anderen Städten verzahnt. Jetzt tritt die umgekehrte



Nora Scholpp
Expertin für Biodiversität
bei Emschergenossenschaft und
Lippeverband

Foto: Isabel Ferjani

Entwicklung ein: Es ist die Landschaft, die den urbanen Raum im positiven Sinn „erobert“ und ihn mit Natur durchmischt – wie Hefe den Brotteig. Wenn wir heute die Stadt „umbauen“, haben wir nicht mehr das rein funktionale Bild vor Augen, sondern ein Hybrid aus Bau-, Frei- und Naturraum. Diese neuen urbanen Landschaften sind auf die Zukunft ausgerichtet, in ihnen können wir besser leben und produzieren, sie sind flexibler, resilient und klimaadaptiv. Sie bilden Raum für Wildnis in der Stadt, Raum für offene Aneignungen sowie Raum für Empathie, soziale Identität und Gemeinschaft. Denn die neuen urbanen Landschaften gehen vom Menschen und von seinen Bedürfnissen aus. Um unter den Bedingungen des Klimawandels Lebensqualität zu entwickeln, benötigen wir die Natur mit ihrer vegetativen Kraft und gesunden Luft, mit ihrem gesunden Wasser und ihrer gesunden Erde. Die alten Verhältnisse müssen aufgebrochen werden so wie die verbauten und versiegelten Böden.

Let's break it up – Flussbetten und Stadtplätze

Wenn wir zukünftige Flutkatastrophen verhindern wollen, müssen wir unseren Flüssen wieder Raum geben, damit sie bei Hochwasser kontrolliert auslaufen können. Wenn wir die Temperaturen in den urbanen Räumen senken wollen, müssen wir sie bewalden, sodass man die Stadt vor lauter Bäumen nicht mehr sehen kann. Es geht längst nicht mehr um punktuell Grün, neuer Wohnraum muss sich aus der Natur heraus entwickeln. Neue Plätze generieren sich in der Dialektik zwischen pflanzlichen und architektonischen Elementen. Lasst uns Schluss machen und aufbrechen – in einen neuen urbanen Frühling, bei dem die Zweige sprießen und den Beton der alten Jahre (und des alten Denkens) durchbrechen. ■



Im Rahmen der **TRANSURBAN Summer School** in Krefeld haben die Teilnehmenden aus dem Workshop **Soften Westwall** unter der Leitung von **Kristin Laz** und **Johanna Bendlin** ein Stück Straße kollektiv und prototypisch entsiegelt und damit neuen Lebens- und Aufenthaltsraum geschaffen.

Foto: Louisa Gehnen

Grüne Städte und Regionen: eine kulturelle Gemeinschaftsaufgabe

Text: Sebastian Schlecht, Fenna Tinnefeld

Als Vertreter*innen der Baukultur möchten wir eine bestimmte Haltung für grüne Städte und Regionen einnehmen. Bestimmt darin, dass wir als bauende Akteur*innen für den Klimawandel ausschlaggebend verantwortlich sind und nun für einen Wertewandel stehen müssen. Wir wollen die baukulturelle Sichtweise im Hinblick auf eine klimaangepasste Gestaltung sensibilisieren und schärfen sowie viele Menschen aus den unterschiedlichsten Bereichen motivieren, sich für mehr Klimaanpassung einzusetzen.

Es ist unserer Meinung nach noch nicht eindeutig genug ausgehandelt, wie unsere Städte und Regionen bzw. unser Grün darin aussehen sollen – diesen Diskurs möchten wir gerne begleiten und intensivieren. Mit der Vision, unsere Freiräume wertzuschätzen, ihr Potenzial zu sehen, unserem bereits gewachsenen Grün mehr Aufmerksamkeit zu schenken, es zu hegen und zu pflegen, Flächen zu entsiegeln und Platz für Versickerung zu schaffen, und das gemeinsam. Ein konsequentes Einschlagen in eine „grüne“ Richtung kann für uns am ehesten gemeinsam mit Mitwirkenden und in vielen Dialogformen auf allen Ebenen funktionieren. Privat, kommunal und (über-)regional!

Über die Fachwelt hinaus

Der Kulturbegriff impliziert einen umfassenden und gesellschaftlichen Ansatz, und

Raus aus der Fachlichkeit, hinein in die Öffentlichkeit.

für uns gilt: Raus aus der Fachlichkeit der gestaltenden Disziplinen, hinein in den breiten Austausch, hinein in die Öffentlichkeit. Das bedeutet das Einbeziehen vielfältiger Akteur*innen, auch von Nichtfachleuten, und die Vernetzung auf vielen Ebenen.

Wir machen in diesem Prozess einen Schritt, indem wir Gespräche führen, gelungene Beispiele aus der Praxis vermitteln und uns mit aktuellen und drängenden Fragen der Umwelt- sowie Freiraumplanung befassen. Denn eines ist durch die Entwicklungen der vergangenen Jahre und die wissenschaftlichen Erkenntnisse deutlich geworden: Wir müssen uns neu ausrichten und unseren Umgang mit der gestalteten und gebauten Umwelt jetzt ändern. Ein „Weiter so“ ist keine Option!

Sachlich, ohne Romantik

Ganz im Sinne des Neuen Europäischen Bauhauses und der Neuen Leipzig-Charta suchen wir einen gemeinschaftlichen und nachhaltigen Ansatz, der die Schönheit unserer gebauten Umwelt aus der gewohnten Ästhetik heraus in einen neuen Zusammenhang stellt. Nicht romantisierend, sondern ganz sachlich werden Regenwasser, Wurzeln, Bäume und Kräuter, aber auch Ressourcen, Energie und alle Arten von Lebewesen zu einem Teil der Baukultur.

Gemeinsam machen wir uns dafür stark und begeben uns auf den Weg, denn Raumgestaltung muss wieder zu einer umfassend positiv bewerteten Kulturleistung werden und den Klimawandel berücksichtigen. Das Grün muss als Kern von Raumbildung im Zentrum einer zukunftsfähigen und nachhaltigen Kultur des Bauens und Erhaltens stehen – die lebenswerte, grüne und gerechte Stadt als eine kulturelle Gemeinschaftsaufgabe. ■

Unsere Vision für eine lebenswerte Zukunft – Stürzen Sie sich mit uns ins grüne Gewimmel!



Grafik: DESERVE | Berlin

Baukultur nachhaltig zu denken ist die Basis für klimaneutrales Leben und Wirtschaften und die Verantwortung für eine lebenswerte, zukunftsgerechte gebaute Umwelt.

Die Gestaltung unserer Städte im Klimawandel ist eine Frage von Grün! Baukultur NRW vermittelt dies im Projekt „Grüne Städte und Regionen“ anhand ausgewählter Projektbeispiele, themenbezogener Podcasts und diesem Magazin.

Um die Vielseitigkeit unseres Fokus-themas darzustellen, haben wir ein Schaubild entwickelt. Es zeigt städtische und ländliche Perspektiven, die den Klimawandel, die Mobilität und die Bewohner*innen mitdenken. Begrünte Fassaden und Dächer, öffentliche Verkehrsmittel und autofreie Stadtkerne, wenig versiegelte Flächen und viel Begrünung, Solarenergie sowie Regenwassergewinnung – so sollte sich die künftige Stadt gestalten.

Viel Spaß beim Entdecken der vielen Aspekte einer lebenswerten Stadt.

Die Grafik ist als Poster beigelegt, sie kann auch auf unserer Website digital heruntergeladen werden:

→ baukultur.nrw/gsr

Die bisherigen Themenhefte



Baukultur Nordrhein-Westfalen Themenheft #1

Das Magazin beleuchtet „Kunst und Bau“ aus unterschiedlichen Perspektiven – so vielfältig wie die Objekte selbst: Es geht um Atmosphäre und Fakten, um Vorder- und Hintergründe, um Zusammenhänge. Und nicht zuletzt um Menschen, die an den Kunst- und Bauwerken arbeiten.



Bestellformular
Kunst und Bau



Baukultur Nordrhein-Westfalen Themenheft #2

Das Themenheft Nr. 2 zeigt neue Formen der Stadtgestaltung im Rahmen einer Phase 0: Beiträge, Projekte und Einblicke beleuchten die Phase 0 als frühen Bestandteil von Planungs- und Beteiligungsprozessen in unseren Städten.



Bestellformular
Phase 0



Baukultur Nordrhein-Westfalen Themenheft #3

Kirchengebäude erhalten, anpassen und umnutzen: In dieser Ausgabe kommen Menschen aus unterschiedlichen Professionen zu Wort – mit ihren Ideen und Erfahrungen zum Umgang mit leer stehenden Kirchen und deren Potenzialen.



Bestellformular
Kirchenumbau



Baukultur Nordrhein-Westfalen Themenheft #4

Expert*innen beleuchten in diesem Magazin nicht nur die Potenziale „Baukultureller Bildung“ und den Status quo in Deutschland, sie zeigen außerdem Handlungsoptionen auf, beschreiben gelungene Projekte und benennen die maßgeblichen Zukunftsthemen.



Bestellformular
Building Bildung

baukultur.nrw/publikationen

Impressum

Coverfoto: Thomas Wrede, Nordamerikanische Felsenlandschaft mit Kakteen, Bottrop-Kirchhellen, 1997. Serie: Magic Worlds, © Thomas Wrede, VG Bild-Kunst, Bonn 2023



Themenheft Nr. 5 – Grüne Städte und Regionen

Herausgeber: Baukultur Nordrhein-Westfalen e. V.
V. i. S. d. P.: Peter Köddermann

Konzept: Sebastian Schlecht (Projekt- und Themenleitung), Fenna Tinnefeld (Projektmanagement)

Redaktion: Annabell Bialas, Timo Klippstein, Sebastian Schlecht, Fenna Tinnefeld

Fotoredaktion: Melanie Kemner, mk kommunikation

Mitarbeit: Leonie Bublat

Lektorat: Carolin Tönnis, text in progress


Grafik und Gestaltung: DESERVE BERLIN – Lars Schneider, Laura Risse

Druck: Druckstudio GmbH

Baukultur Nordrhein-Westfalen bedankt sich bei den Autor*innen und Fotograf*innen für ihre Beiträge in diesem Magazin.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser*innen wieder.

Baukultur Nordrhein-Westfalen e. V.
Leithestr. 33
45886 Gelsenkirchen
T 0209 402441-0
F 0209 402441-11
baukultur.nrw

 facebook.com/museum.baukultur.nrw

 facebook.com/baukultur.nrw

 instagram.com/baukultur.nrw

 baukultur.nrw/newsletter

Baukultur Nordrhein-Westfalen wird gefördert vom:

Ministerium für Heimat, Kommunales,
Bau und Digitalisierung
des Landes Nordrhein-Westfalen



baukultur.nrw

